Einundzwanzig Vorträge

des hochw. Herrn

Pater Roh S. J.,

gehalten in der St. Clemenskirche zu Hannover

im Jahre 1860.

— 5. Auflage. —

Mit dem Bildnis des sel. P. Roh.

„Siehe da deine Mutter!"

Vortrag des hochwürdigen Herrn

Pater Roh S. J.,

über

die Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria.

Gehalten in der

Adventszeit des Jahres 1868

in Kopenhagen.

— 2. Auflage. —

Mit kirchlicher Druckerlaubnis.

Preis 1 Mark.

Paderborn, 1892.

Druck und Verlag der Bonifacius-Druckerei.

(J. W. Schröder.)



P. Peter Roh.

Einundzwanzig Vorträge

des hochw. Herrn

Pater Roh S. J.,

gehalten in der St. Clemenskirche zu Hannover
im Jahre 1860.

— 5. Auflage. —

Mit dem Bildnis des sel. P. Roh.

„Siehe da deine Mutter!“

Vortrag des hochwürdigen Herrn

Pater Roh S. J.,

über

die Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria.

Gehalten in der
Adventszeit des Jahres 1868
in Kopenhagen.

— 2. Auflage. —

Mit kirchlicher Druckerlaubnis.

Preis 1 Mark.

Paderborn, 1892.
Druck und Verlag der Bonifacius-Druckerei.
(J. W. Schröder.)

„Ich ermahne euch aber, liebe Brüder, durch den Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß ihr allzumal einerlei Rede führt und lasset nicht Spaltungen unter euch sein, sondern haltet fest aneinander, in einem Sinn und einerlei Meinung. Denn mir ist mitgeteilt, liebe Brüder, daß Zank unter euch sei. Ich spreche aber davon, daß unter euch der eine sagt: Ich bin Paulisch; der andere: Ich bin Apollisch; der dritte: Ich bin Petrisch; der vierte: Ich bin Christisch. Wie? Ist denn Christus zertrennt? —

Paulus an die Korinther 1. 1, 10—13.

Vorwort zur ersten Auflage.

Die Predigten des Pater Roh, die derselbe hier gehalten, haben, wie allgemein bekannt, in den ausgedehntesten Kreisen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Inmitten der vielfachen Gegensätze, welche das kirchliche Leben der Gegenwart bewegen, kann es nicht auffallend sein, daß sehr verschiedene Beurteilungen nach den verschiedenen Standpunkten, welche die einzelnen einnehmen, über diese Predigten laut geworden sind. In den nachfolgenden Blättern ist versucht worden, mit möglichster Treue den Inhalt derselben festzustellen und dadurch unbefangenen Beurteilern die Möglichkeit zu gewähren, das Richteramt über den christlichen Gehalt und den inneren Wert dieser Reden zu üben. Der Herausgeber teilt auf seinem Standpunkte die Ansicht, daß auch die Bekenner anderer Konfessionen, als der römischen, vielfach in diesen Predigten allgemein christlichen Gehalt und Zeichen echter Frömmigkeit nicht vermissen werden.

Hannover, den 1. Mai 1860.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Von Herrn Wisser gebeten, eine neue Auflage des vor 17 Jahren von mir herausgegebenen Büchleins zu gestatten, habe ich meinerseits dem damaligen Vorwort nichts hinzuzusetzen, als daß dasselbe ursprünglich nichts weiter war, als der Bericht für ein hannoversches öffentliches Blatt, welches bei der ersten Zusendung von meiner Seite, welche ohne gegenseitige Verabredung stattfand, wohl schwerlich darauf gerechnet hatte, daß die Einsendungen bei jeder Nummer sich verlängern würden. Die spätere schroffe Parteistellung, die gegenwärtig in Hannover stattfindet, war damals noch nicht vorhanden. Ich selbst hatte die Aufzeichnungen über die erste Rede nur für mich selbst niedergeschrieben, gab sie aber einem Bekannten, von dem ich zufällig beim Hinausgehen aus der Kirche hörte, daß er seinerseits referieren wolle, zur eventuellen Benutzung. Da die wenigen Worte aber Aufnahme fanden, und Rohs Vorträge jeden fesselten, der sie hörte, und täglich mehr Zuhörer — weit über den Raum der Kirche hinaus bis auf die Straße — fanden, sandte ich die folgenden Berichterstattungen direkt ein. Es sollen damals oft mehr als hundert Einzelnummern des „Hannoverschen Kuriers“ wegen dieser Referate verkauft worden sein. Daß ich durch den Inhalt dieser Vorträge ebenso überrascht war, wie durch deren Form, kann ich um so weniger leugnen, als ich dies Gefühl wohl mit allen anderen Protestanten teilte, die sie hörten.

Selbstverständlich sind sie nicht vollständig; denn jeder Vortrag dauerte mindestens eine Stunde. Ich glaube aber, daß nichts dem hochw. Herrn Pater in den Mund gelegt ist, was er nicht genau so gesagt hat, namentlich wenn es auf Aeußerungen ankommt, die von größerer Tragweite sind. Auslassungen waren unvermeidlich, selbst der geübteste Stenograph hätte bei der heißen Temperatur in der überfüllten Kirche nicht jedes Wort nachschreiben können. Zusätze sind nicht gemacht. Auch die Wortstellung ist nach Möglichkeit beibehalten. —

Heutzutage urteilen Tausende über die Jesuiten, ohne je etwas von einem solchen gelesen oder gar gesehen zu haben; für solche wird, daß sie diese Schrift zu sehen bekommen, sehr nützlich sein. Wollte ich etwas über die Sache selbst sagen, so müßte ich ein Buch schreiben; das ist zur Zeit nicht meine Absicht. Ueber die Vorträge genügt zu sagen: Lies sie!

Kiel, im Januar 1878.

Dr. **Julius Bärens.**

Vorwort des Herausgebers zur 5. Auflage.

Die Vorträge, welche der sel. P. Roh damals in Hannover und Kopenhagen gehalten, waren mehr von Protestanten und Juden, als von Katholiken besucht, und obgleich der Redner sich der größten Objektivität befleißigte, so ließ sich doch eine gewisse Klique die Gelegenheit nicht entgehen, ihn und seine Ordensbrüder mit Spott und Verunglimpfungen zu überhäufen. Eine treffliche Antwort auf dies Gebahren gab Se. Majestät der König Georg V., der mit Ihrer Majestät der Königin Marie zweimal den Vorträgen beiwohnte.

Da nun diese Vorträge vielfach auch den Protestanten, namentlich von denen, die den Redner damals selbst gehört haben, gekauft und gelesen werden, so möge für diese hier noch ein schwacher Versuch der Rechtfertigung der Jesuiten Platz finden. Für die Katholiken ist diese Rechtfertigung kaum nötig; sie kennen das innere Leben der Jesuiten, sie wissen, welch fromme Uebungen und Betrachtungen sie unaufhörlich an ihre Pflichten als Christen und Priester mahnen, welche strenge Zucht beständig darüber wacht, daß sie sich davon nicht entfernen, und daß auch eine widerspenstige Natur durch diese eiserne Regel gebändigt werden müßte, deren wunderbare Bestimmungen nur die Frucht der genauesten Kenntnis des menschlichen Herzens, des tiefsten Studiums der Klostereinrichtungen, des Fastens, des Gebetes und der begnadigten Anrufung des heiligen Geistes sein können. Und wenn Geistliche, viertehalbhundert Jahre lang dem verleumderischen Hasse bloßgestellt, sich auf dem gefährlichsten Boden so fest und rein behauptet haben, daß der Ruf ihrer fleckenlosen Sitten auch nicht durch einen Hauch der giftigsten Verfolgung getrübt werden konnte, so hat niemand das Recht, sich und die Welt mit schamlosen Versicherungen zu betrügen, daß sie sich in anderen Punkten von den Vorschriften des heiligen Gesetzes entfernt hätten; und es genügt zu wissen, was es gebietet, um zu wissen, was sie thun. — Die Jesuiten sind ebensowenig den Regierungen gegen die Völker, als den Völkern gegen die Regierungen dienstbar; sie dienen nur der Religion: für alle, die ihr dienen, gegen alle, die sie unterdrücken; das ist ihre ganze Politik. Die Anklage, daß sie die Regierungen in der Unterdrückung der Völker unterstützen, ist geradezu abgeschmackt. Als die Könige die Uebermacht hatten, zählte man unter den Verbrechen der Jesuiten auch das auf, daß sie die Könige entthronen wollten; denn der Haß gegen die Religion hat stets eine große Niederträchtigkeit erzeugt. Gewiß ist die christliche Sittenlehre den Königen und Fürsten oft lästig. Daß man aber die Völker bereden konnte, sich darüber zu freuen, das ist eines jener Kunststücke, wodurch die Taschenspieler der öffentlichen Meinung immer frecher und schamloser werden. Möchten uns die Jesuitenfeinde doch einmal ehrlich sagen, was sie alles von ihnen erlitten haben! Die Religion kann doch immer nur eine Sprache reden; sie sagt dem Reichen: entsage! Dem Armen: hoffe! Dem Reichen: gieb! Dem Armen: nimm und danke! Dem Mächtigen: sei gerecht! Dem Schwachen: sei geduldig! Dem Mächtigen: Gott kann dich stürzen! Dem Schwachen: Gott wird dich belohnen! — Kommt es nun

dem Armen und Schwachen zu, ihr zu grollen? Und entgegne man nicht, dies sei nur eitle Theorie: es ist die Praxis aller Zeiten und Orte! Doch nur dem, der eines guten Willens ist, zeugt die Geschichte und offenbart sich die Wahrheit; wer sich in eitlem Dünkel, in gewissenloser Befangenheit oder in selbstbewußter Verruchtheit von beiden abwendet, der hat die Finsternis der Lüge zum Erbe gewählt und sich selbst gerichtet.

Wer den katholischen Glauben üben und fördern will, der ist ihr Freund; wer ihn unter den Völkern erhalten, persönlich aber verletzen will, der empfängt nach außen hin wohl ihre Unterstützung, im stillen aber Ermahnung und Warnung, und wer ihn unterdrücken und verfolgen will, der muß sie bekämpfen. In allen Fällen jedoch wenden sie nur ihre wohlbekannten ehrlichen Waffen an, und es ist leichter, sie zu verstoßen und zu töten, als sie zum Schweigen und Nichtsthun zu bringen. Weil sie endlich durch ihren erhabenen Glauben von einer Wahrheit durchdrungen sind, die durch alle Geschichte, aber noch gültiger durch den Katechismus erwiesen ist, sind sie überzeugt, daß ein christliches Volk weder so lange, noch so unglücklich sein könne, wie ein ungläubiges, und daß kein Volk unter einem aufrichtigen christlichen Fürsten zu beklagen sei, unabwendbare Umstände etwa ausgenommen. Darum streben sie vor allem und überall, Christen, d. h. gerechte, vertrauende, ergebene und aufgeklärte Menschen zu bilden, ohne für oder gegen irgend eine soziale Form eingenommen zu sein; denn dies gehört nicht zu ihrer Aufgabe. Ihr Werk steht höher und jede soziale Form wird als menschliche Erfindung an Mißbräuchen jeder Art so lange Ueberfluß haben, als die Verblendung der Völker in diesen äußeren Formen mehr als in den himmlischen Wahrheiten ihr Heil sucht. Das Leben aber, ohne die Sorge für das ewige Wohl, erscheint ihnen nicht so wichtig; die irdischen Güter, denen wir nachjagen, sind ihnen nicht so beneidenswert, unsere Sucht nach eitlem Ruhm und Herrschermacht nicht so ersprießlich, daß sie sich um alles dieses besonders bemühen sollten. Lieber prägen sie der Seele die viel trost- und hülfreichere Gewißheit ein, daß ein Dasein, welches zu Gott führt, immer lang, glücklich und inhaltsvoll genug sei. Und wenn wir erfahren, welche Wege, Handlungen und Mühen diesem höchsten Ziele zuführen, dann wird es uns auch klar werden, ob der thätige Gedanke der Jesuiten, der übrigens nichts anderes als der Gedanke der Kirche seit 1800 Jahren ist, unfruchtbar sein könne für die Wohlfahrt der Menschheit. Die bestmögliche Gesellschaft, die allein mögliche Gesellschaft ist in ihm. Die Erziehungsanstalten der Jesuiten müssen auch in der That große Vorteile gewähren, da sie sogar von solchen hochgeschätzt werden, von denen man es am wenigsten erwarten dürfte. Denn sie werden häufig von jungen Leuten besucht, deren Familien hinsichtlich ihrer religiösen und politischen Meinungen den verschiedensten Parteien angehören und als Liberale, Indifferente, Atheisten u. a. bekannt sind. Das erklärt sich wohl daraus, daß viele Menschen Gott weder lieben, noch sich mit ihm beschäftigen, dennoch aber von ihren Kindern geliebt sein wollen. Und wenn sie dann der trüben Verlassenheit ihrer alten Eltern gedenken, fühlen sie bange Sorgen wegen eines ähnlichen Schicksals und wünschen, daß ihnen das Kolleg mit dem wohlunterrichteten Studenten zugleich einen liebenden Sohn zurücksenden möge.

Man wirft den Jesuiten Ehrgeiz vor, und ihr wahres Verbrechen ist vielmehr, daß sie keinen anderen Ehrgeiz haben, als den, viele Märtyrer zu liefern und viele Bekehrungen zu wirken. Sie besitzen kein Eigentum, nicht einmal die zusammengeflickte Kutte, in der sie sterben; und der Friede, den sie empfänglichen Seelen, und eine Handvoll Asche, welche sie der Erde geben, ist das ganze Erbe, das sie beim Scheiden zurücklassen. Ihre gänzliche Hingebung an das heilige Werk: das ist es, was der Welt zuwider ist. Kümmerten sie sich mehr um ihre persönlichen Interessen, so wären sie auch weniger unbequem, und gar viele Philosophen und Reformatoren, die dem hinderlichen Jesuiten gram sind, würden ihm gewiß freundlich die Hand reichen, wenn er mit ihnen auf Kronen und Bischofsmützen Jagd machen wollte. Auch geistliche Würden nehmen sie nicht an, nicht einmal dürfen sie für

geistliche Verrichtungen Honorar annehmen. Sie hören Beichte, spenden die hl. Kommunion, stehen den Sterbenden bei, lehren und sterben um der Liebe Gottes willen.

Der gemeinsame Ursprung so vieler falscher Urteile über Religion und Priestertum ist, daß sie gewöhnlich von Menschen gefällt werden, die weder die Religion, noch die Priester kennen, und kein anderes Licht bei solchen Untersuchungen brauchen, als ihren brennenden Haß. Dies Los hat vorzüglich die Jesuiten getroffen, die, im Sturme der Reformation ins Leben getreten, zur Bekämpfung derselben bestimmt, es dabei auch immer noch mit Gegnern zu thun hatten, von denen selbst die redlichsten wenig Gewissenhaftigkeit besaßen. Calvin z. B. sagt in seiner Abhandlung „De modo propagandi Calvinismum“: „Die Jesuiten, die uns am meisten widerstreben, sind entweder zu töten, oder, wenn sich dies nicht bequem ausführen läßt, zu verjagen oder jedenfalls durch Lügen und Verleumdungen zu unterdrücken“. Und weil sie sich in der Verteidigung dessen, was jene Gegner überall ohne Rast und Maß angriffen, sehr thätig zeigten, weil sie, nachdem die Reformation zugleich den republikanischen Schwindel wachgerufen hatte, während die Jesuiten für den Glauben stritten und auf diese Weise auch für die weltliche Macht streiten mußten, so konnte es nicht fehlen, daß auch die Anklage gegen ihren „Ehrgeiz“, ihren „Despotismus“ und ihre „Gier nach Größe und Gewalt“ laut wurde. Wohl aber hatten diejenigen, die man mit dem Namen „Reformatoren“ belegt, keinen Mangel an Ehrgeiz, wovon sie Proben genug abgelegt haben. Sie strebten auf jedem Wege und mit allen Mitteln nach Einfluß und Ansehen; sie empörten sich gegen die Kirche, um ihre priesterlichen Gelübde zu brechen oder um sich über ihre Pflichten als Bürger hinwegzusetzen; sie begehrten Weiber und nahmen sich solche; Vermögen, und erwarben es; geistliche Autorität, und verkündigten sich als Oberhäupter der Kirche; Gewalt über ihre Gegner, und exkommunizierten, enthaupteten, verbrannten und bekehrten sie durch die Ueberredung des Schwertes und des Kerkers. Und jene, die sich nicht selbst hoch genug stellen konnten, zeigten sich als niedrige, glaubenslose Schmeichler der Fürsten und Stadtobrigkeiten, überließen ihnen jegliche Macht in geistlichen Dingen, erlaubten ihnen, als Gewissensräte die Katholiken zu plündern und die Sittlichkeit ohne Bedenken in jeder Weise zu verletzen. Gewiß sind jene tadelnswerten Eigenschaften viel eher auf seiten der Feinde der Jesuiten zu finden. Und war es nicht eine besondere Fügung Gottes, daß dem Auftreten der Reformation durch Entstehung des Jesuitenordens gleich ein kräftiger Damm entgegengehalten werden mußte? Während Luther auf dem Reichstage zu Worms die Maske abwirft, hängt, vom Geiste Gottes durchströmt, ein junger spanischer Rittersmann, der bis dahin nur von Krieg und zartem Minnedienst geträumt, seinen schon rühmlich geführten Degen am Altare der heiligen Jungfrau auf, entsagt allen Freuden der Welt und beginnt jenes Leben voll Entsagung und Abtötung, welches zuletzt der Erde und dem Himmel einen heiligen Ignatius von Loyola übergab. In wenigen Jahren einer Anstrengung und Ausdauer, vor welcher auch der festeste Mut zurückbeben mochte, hatte er Latein gelernt, Elend, Mißhandlung und Gefängnis überstanden, in Spanien, Italien und Frankreich gepredigt, zu Fuß die heiligen Orte besucht, die Priesterweihe erhalten und einen geistlichen Orden gestiftet, dessen Mitglieder bereits in Indien, Afrika und in allen Ländern Europas das Evangelium verkündeten. Schon bald nach seiner Bekehrung hatte Ignatius ohne wissenschaftliche Kenntnisse, allein durch die Kraft des Glaubens eine Methode der Selbsterforschung und Meditation eingeführt, die von seinen Schülern mit unermeßlichem Erfolge verbreitet wurde. Immer war mit diesen einfachen und mächtigen Uebungen der geistlichen Einsamkeit, die uns zur heilsamsten Einkehr bei uns selbst nötigen, die so viel Licht in uns aufgehen lassen und uns zu den festesten Entschlüssen bewegen, der Segen des Himmels verbunden, und nur Gott weiß, wie viele Seelen durch sie gerettet werden. Und blicken wir hin auf den seligen Petrus Canisius, der ebenfalls jenen Männern der erhabensten Entsagung angehörte, die alle Glut des mutigsten Herzens, alles Wissen des erleuchtetsten Geistes und alle Kraft der tugendhaftesten Seele einzig und allein dem Dienste

des alten Glaubens widmeten. Und damit er das Werk würdig anfange, überließ er, nachdem sein Vater gestorben, seinen ganzen Erbteil des väterlichen Vermögens den Armen. Wer von euren sogenannten Reformatoren kann sich eines ähnlichen Werkes rühmen? Auf seiten der Jesuiten Enthaltsamkeit, Entsagung, Abtötung, — bei den „Reformatoren" dagegen das eifrigste Streben nach den Genüssen der Welt. — Bürger der Welt, aber nur in Erwartung des Himmels, des ewigen und einzigen Vaterlandes, beurteilen die Jesuiten die Dinge von einer Höhe, wohin sich jene tollen Gelüste und Verirrungen nicht zu erheben vermögen, die ihnen ihre Feinde so gern andichten.

Wir lieben die Jesuiten aufrichtig und herzlich; denn eben die Religion, worin sie uns unterrichten, lehrt uns die Wahrheit über alles lieben. Hätten wir nur das geringste an ihnen wahrnehmen können, wodurch in unserer Zeit gewissenhafte Ueberzeugungen, legitime Interessen verletzt würden; was in irgend einer Weise persönlichen Vorteil oder Hinneigung zu Parteien verraten hätte und nicht aus der reinsten und strengsten Gesinnung hervorgegangen wäre: so würden wir sie zwar immer noch lieben, denn es sind edle Christen, aber wir würden von ihnen schweigen. Da wir aber Gutes von ihnen sagen, darf und muß man uns glauben, und an Ehrenmänner uns wendend, fordern wir jeden redlichen Menschen, wenn er nicht allzu unwissend ist, vor aller Welt auf, anders zu reden und zu zeugen als wir. —

Das Material zu der nachfolgenden Biographie ist zum Teil dem „Deutschen Hausschatz 1873" mit gütiger Erlaubnis des Herrn Fr. Pustet in Regensburg entnommen; doch sind auch einige schätzenswerte Beiträge darin enthalten, die von Personen herrühren, die dem Verstorbenen im Leben näher standen.

So möge denn dies Büchlein abermals hinausgehen — zur größeren Ehre Gottes, zum Heile der Seelen und — zum Ruhme der Jesuiten!

P. Peter Roh.

P. Peter Roh war ein geborener Schweizer. Er erblickte das Licht der Welt im Jahre des großen Kometen, 1811, in der Nähe von Sitten im Kanton Wallis. Sein Vater, ein wohlhabender Bauer und Winzer, liebte den talentvollen, aber lebenslustigen und fast unbändigen Jungen sehr und ließ sich daher leicht bestimmen, ihn studieren zu lassen. Peters Muttersprache war das Französische; erst in seinem 14. Lebensjahre erlernte er das Deutsche, worin er es bald so weit brachte, daß er am deutschen Gymnasium zu Brieg den geborenen Deutschen die ersten Preise in den Aufsätzen zu deren nicht geringem Aerger wegschnappte. Aber in diesem Erziehungs-Institute der Jesuiten war es ihm bald zu eng; er wollte mehr Freiheit haben. Dem „Knaben der freien Berge“, dessen Lieblings-Aufenthalt bisher Gottes schöne Natur gewesen und der „in sonnenhellen Höhen“ sich heiser gejodelt hatte, konnte die regelrechte Schulordnung nicht behagen. Und dazu noch das „Silentium“, das Stillschweigen! „Vater, jetzt ist's aus mit dem Studium; ich werde Bauer wie du!“ Mit diesen Worten stürzte er beim Beginne der nächsten Ferien dem ahnungslosen und verblüfften Vater ins Haus. Doch dieser wollte davon nichts wissen, sondern brachte ihn nach Sitten auf die Jesuitenschule, suchte ihm jedoch eine Wohnung in der Stadt, sodaß er außer den Unterrichtsstunden „sein eigener Herr“ war.

Peter aber lernte fleißig. Beda Weber erzählt von ihm in seinen „Kartons aus dem deutschen Kirchenleben“: „Seine Studien machte er als Talent mit entschiedenem Erfolge, als unbändiger Junge vielseitig gemaßregelt, mit unversieglichem Mutterwitze, doch stets auf der Oberfläche des Stromes, studentenhaftem Leichtsinne zugänglich, doch nie der bösen That. Er fühlte sich unter der gemessenen Zucht seiner Lehrer aus dem Jesuitenorden zurückgesetzt und mißhandelt, und dies Gefühl wuchs in jugendlicher Empfindlichkeit zu einer Art von Abneigung. In einem Anfalle dieser Mißstimmung ging er so weit, daß er seinen Lehrern eine Katzenmusik um Mitternacht veranstaltete und über das Glück der gelungenen Ausführung sich nicht wenig zu Gute that.“ —

Nach Vollendung der Gymnasialstudien handelte es sich darum, einen engeren Beruf zu erwählen. Früher hatte Peter manchmal an das medizinische Studium gedacht; jetzt, wo die Wahl zu treffen war, konnte er zu keinem Entschlusse kommen. Doch wider alles Erwarten bestimmte diesen die Lektüre eines Buches, das er vielleicht zu ganz anderen Zwecken in die Hände genommen hatte. Er hatte ja eine Abneigung gegen seine früheren Lehrer, die Jesuiten, und wenn Reden gegen dieselben fielen, trug er auch sein Scherflein dazu bei. In dieser Stimmung mag er wohl die Lesung einer gegen die Jesuiten gerichteten Schmähschrift vorgenommen haben, um dadurch seiner Abneigung neuen Nahrungsstoff zuzuführen. In diesem Buche waren die Jesuiten, wie in allen solchen Tendenzstücken und Schauerromanen, geschildert als Leute voll Lug und Trug, als Heuchler und Jugendverführer, als

Unterwühler alles Rechtes und aller Sittlichkeit. Das war dem ehrlichen und wahrheitsliebenden Herzen unsers Peter doch zu arg; „nein", rief er aus, „das ist zu viel; von alle diesem ist kein Buchstabe wahr!" Er begann die Handlungsweise der Jesuiten, ihr Leben, ihre Beispiele und Lehren, wie er dies mit seinen eigenen gesunden Sinnen wahrgenommen und seiner Gereiztheit wegen besonders aufmerksam beobachtet hatte, nochmals prüfend an seinem Geiste vorüberziehen zu lassen und — sein Entschluß war gefaßt! Daß Männer trotz aller Verleumdung und Verfolgung so heiter und unverdrossen, so hingebend und selbstlos den beschwerlichsten Berufspflichten sich widmeten, das schien ihm groß, ein Ideal christlicher Tugend: er bat demütig um die Aufnahme in die Gesellschaft Jesu.

Peter zählte damals 18 Jahre. Es begann nun für diese kraft- und lebensvolle Natur die lange Ignatianische Schule, die Schule der Entsagung, Entbehrung und Abtötung, die ihn endlich zu dem machte, als welchen ihn Tausende und Tausende kennen gelernt haben. Zunächst hieß es in einem zweijährigen Noviziate, mit Beiseitelegung aller anderen Studien, an der Selbsterkenntnis und Selbstbeherrschung, an der tiefen und allseitigen Erfassung und ascetischen Durchdringung der großen Wahrheiten des Christentums, an der Aneignung und möglichst getreuen Ausprägung des Urbildes aller religiösen Vollkommenheit, das der hl. Ignatius von Loyola in seinen vierwöchentlichen Exercitien so unnachahmlich entworfen und vorgezeichnet hat, mit aller Kraft und Entschiedenheit zu arbeiten. Denn erst dann, wenn ein solides Fundament für das Ordensleben gelegt ist, beginnt der junge Jesuit die zweite Seite der Vorbereitung für seinen Ordensberuf zu kultivieren: die wissenschaftliche Ausbildung. Nach vollendetem Noviziate ward ihm noch geraume Zeit zur weiteren Ausbildung in den klassischen und rhetorischen Studien gegeben. In letzteren stand ihm als leitender Führer P. Deharbe zur Seite, der auch alsbald in dem jungen Rhetoriker die eminente Gabe des Vortrages bemerkte. Was er sprach, vorlas oder vortrug, wußte er in so markierter, origineller und fesselnder Weise an den Mann zu bringen, daß es seinen Mitschülern eine wahre Lust gewährte, ihn zu hören. P. Deharbe sparte aber auch keine Mühe, um diesen kräftigen Geist in die rechten Geleise zu bringen und seine natürliche Kraft zu regeln, zu erhöhen und zur größten Leistungsfähigkeit anzuspornen. Es regnete über den Rhetoriker Peter Roh die schärfsten Kritiken; seine Aufsätze und Ausarbeitungen wurden ihm mit einem tüchtigen Zusatze von Ausstellungen, von Klagen über Mangel an Klarheit, Schärfe, Verständlichkeit, Volkstümlichkeit und dergl. zu mehrmaliger Neubearbeitung zurückgestellt. P. Roh hat in seinem späteren Leben noch oft mit Dankbarkeit und würzigem Scherze von dieser seiner Schule bei Deharbe gesprochen. Hierauf folgten als nächste Vorbereitung für seinen Ordensberuf die philosophischen und theologischen Studien, die bei den Jesuiten gewöhnlich 7 volle Jahre in Anspruch nehmen. Peter betrieb sie, wenn ihm auch anfangs die Trennung von den liebgewordenen Klassikern etwas schwer fiel, namentlich die nüchterne Logik seiner glühenden und beweglichen Phantasie fast abschreckend erschien, gleichwohl mit allem Eifer seines reichbegabten Geistes, und in kurzem hatte er gerade diese Studien ungemein liebgewonnen. Das System der scholastischen Philosophie erschien ihm wie ein großer, einheitlicher, genialer Riesendom; seine Hochschätzung der Grundzüge dieser Philosophie steigerte sich noch, als er sich mit den verschiedenen philosophischen Systemen Deutschlands, Frankreichs, Englands u. s. w. bekannt gemacht hatte. In der Theologie gewann er bald jenen Mann außerordentlich lieb, den die Alten „den Fürsten, den Engel der Schule" zu benennen pflegen: den hl. Thomas von Aquin. Nebenbei versäumte er nicht, die Schriften der hl. Väter, die Kirchengeschichte und die übrigen theologischen Zweige mit Eifer zu studieren.

Seine erste Thätigkeit nach außen hin war die eines Lehrers: er bekam die Leitung einer Gymnasialklasse. Seine damaligen Schüler wußten seine warme Empfindung, seinen Schönheitssinn und seine Darstellungsgabe bei Erklärung der Klassiker besonders zu rühmen. Seit 1842 aber lehrte er in Freiburg in der Schweiz

und in Luzern Theologie und war nebenbei als Prediger thätig. In beiden Wirkungskreisen bewegte er sich mit vollster Anerkennung. Zudem trug er auch viel zur Gründung der Borromäus-Akademie bei, in deren Annalen er manchen schätzenswerten Aufsatz veröffentlichte. So war sein Wirken damals bereits mächtig, bewegend und einflußreich durch Wort und That — kein Wunder, daß er den Radikalen mehr und mehr ein Dorn im Auge wurde. Er galt als das geistige Haupt, als die Seele der Jesuiten in Luzern. Als daher im Jahre 1847 die brutale Gewalt der Revolution das Recht und die Freiheit zu Luzern unterjochte, fahndete man natürlich vorzugsweise auf P. Roh; radikale Zeitungen bezeichneten ihn sogar als den Feldhauptmann des Sonderbundskrieges. Durch eine äußerst beschwerliche und lebensgefährliche Flucht rettete er sich über die Grimsel und den Simplon nach Italien. Den Hergang der Flucht erzählt er selbst mit folgenden Worten: „Ich war der Gefährte des P. Deharbe auf der Flucht von Luzern im November 1847. Zwei Tage lang hatten wir weder Ruhe noch Rast, noch ausreichende Nahrung gehabt. Der Weg über die Furka (den Engpaß zwischen Uri und Wallis) war wegen des vielen Schneees fast nicht zu passieren. Alle Kraft verließ mich, ich sank in den Schnee, mit dem sichern Bewußtsein, bald zu sterben. P. Deharbe redete mir zu, half mir auf, so ging es einige Schritte, dann fiel ich wieder hin. P. Deharbe strengte wieder seine ganze Beredsamkeit und Kraft an, um mich aufzurichten; noch vermochte ich, einige Schritte zu machen, da erklärte ich meinem Obern: Es ist mir rein unmöglich, weiter zu kommen; retten Sie nur Ihr Leben. Der Abend bricht herein, die Berner können über die Grimsel kommen und Ihre Flucht abschneiden, eilen Sie, eilen Sie, damit Sie nicht in der Nacht auf diesem öden Schneefelde sterben! Doch P. Deharbe erwiderte (und sein Gefährte vermochte diese Worte nach 25 Jahren nur unter Schluchzen zu wiederholen): Ich verlasse Sie nicht, ich will lieber mit Ihnen hier sterben. — Wo alle menschliche Aussicht gebrach, richtete er seinen Blick nach oben; er betete, er gelobte auch für die Zukunft Messen zu lesen zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit. Sein Gottvertrauen machte ihn nicht zu schanden. Er sieht in der Ferne zwei baumstarke Männer kommen. Walliser waren es, die als Boten nach den Urkantonen gesandt worden, und nun zurückkehrten. Bereitwilligst nahm jeder von ihnen mich, den Todesmüden, beim Arme und schleppten mich, so gut es ging, weiter. Unterdessen eilte P. Deharbe voraus zum Hospiz beim Rhonegletscher, um von dort Lebensmittel zu holen und mich damit in etwa zu erfrischen."

Mit 15 anderen Flüchtlingen, die sich unterdessen aus der Zerstreuung zusammengefunden hatten, langte er denn endlich in Italien an und fand kurze Zeit Unterkunft im Jesuitenhause zu Novara in Piemont. „Ich hatte als Zahlmeister für uns alle nur noch zwei und einen halben Silbergroschen, d. h. ein Kassamännchen, in der Tasche, und wir hatten doch wahrlich nicht geschlemmt auf dem Wege. — Dem greisen P. Michellond entriß der Zollwächter das Hemd und das Taschentuch, welche Gegenstände er unter den Arm genommen hatte, mit den Worten: „Du alter Spitzbube bestiehlst noch das Land!" — So erzählte P. Roh selbst. Oftmals in späteren Jahren äußerte er noch: „Es zerschneidet mir jetzt noch das Herz, wenn ich daran denke, wie Unsägliches damals meine Mitbrüder haben erdulden müssen. Ueber 80 Patres mußten ohne Oefen, ohne genügende Nahrung und Kleidung, ohne Betten im Zimmer und Gängen kampieren, die mit kalten Steinplatten belegt waren. Um Lebensmittel zu beschaffen, mußten die geretteten Sachen verkauft, ja, das einzige Pferd mußte geopfert werden."

Bald aber brauste der Revolutionssturm auch über Italiens Gefilde, und P. Roh mußte nebst seinen Leidensgefährten von neuem an die Flucht denken. Sie kamen nach Oesterreich und P. Roh fand ein kurzes Asyl in Linz, bis auch hier die Revolutions- und Barrikadenmänner in unseliger Verblendung mit den Jesuiten, und obenan mit P. Roh, als höchst „revolutionsgefährlichen" (die Bezeichnung „staatsgefährlich" war damals noch nicht erfunden) Elementen kurzen Prozeß zu machen gedachten.

Doch derjenige, „ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt" und „der den jungen Raben zur rechten Zeit ihr Futter giebt", erbarmte sich auch der Verfolgten in ihrer äußersten Not: Er sandte ihnen den Erzherzog von Oesterreich, Maximilian I., der ihnen das Reisegeld zur Fortsetzung ihrer Flucht gab. Die Mehrzahl begab sich nach Amerika; P. Roh jedoch, rechtzeitig gewarnt, entfloh und hielt sich, wie ein gehetztes Wild von Ort zu Ort flüchtend, in Salzburg, Innsbruck, in Grieß bei Bozen auf, endlich längere Zeit, fast 2 Jahre, bei dem bekannten edlen Siegwart Müller, dem Haupte des Sonderbundes, im Elsaß, der ebenfalls als ein Opfer seines Mutes, seiner Treue und Hingabe an Recht und Wahrheit die Verbannung aus dem Vaterlande über sich hatte ergehen sehen. Diese unfreiwillige Muße füllte P. Roh teils als Hauslehrer, in welcher Eigenschaft er nach seinem Ausdruck vom Buchstabieren und Strichezíehen an bis hinauf zu den Gymnasialfächern dozierte, teils beschäftigte er sich eingehend mit der theologischen und philosophischen Litteratur Deutschlands. Um das Jahr 1850 riefen ihn seine Oberen nach Löwen, damit er dort seinen Lehrstuhl der Dogmatik, den er bereits in der Schweiz 5 Jahre lang mit innigster Lust inne gehabt, von neuem einnehme.

Unterdessen hatte aber die göttliche Vorsehung den aus dem kleinen Schweizerlande vertriebenen Jesuiten in Deutschland einen größeren und allseitigeren Wirkungskreis eröffnet. Die Hauptstöße der Revolution waren vorüber; es trat die Periode der Heilung ein. Zu diesem Heilungsprozesse, zur Beschwichtigung der annoch gärenden Elemente, zur Beruhigung der Volksmassen und ihrer erneuten Anschmiegung an Gehorsam und Ordnung schienen die Jesuitenmissionen mit ihren ernsten und ergreifenden Predigten von den ewigen Wahrheiten und dem allmächtigen Lenker der Geschicke selbst den Regierungen nicht unwillkommen.

Zu diesem so bedeutungsvollen Amte der Missionen, Konferenzen und Exercitien wurde nun auch P. Roh alsbald von seinen Obern nach Deutschland berufen. Von jetzt, d. h. vom Jahre 1850 an bis zu seinem Tode, dauerte jene großartige Thätigkeit, die er in fast allen größeren Städten Deutschlands und auf allen berühmten Kanzeln entfaltete, und die seinen Namen zu einem der populärsten in Deutschland und noch weit über Deutschlands Grenzen hinaus gemacht haben. In dieser unausgesetzten Missionsthätigkeit fand sein ganzes Wesen den entsprechenden Wirkungskreis, sein wahrhaft kindliches, von glühendster Liebe zu seinem Erlöser durchdrungenes, und von flammender Begeisterung für das Heil der Seelen erfülltes Herz, und sein mit so seltenen Anlagen, so eminenter Kraft und so bewundernswerter Frische ausgerüsteter Geist seine volle Befriedigung. Von wahrhaft apostolischem Eifer getragen und beflügelt, durcheilte er 22 Jahre lang die deutschen Städte. Er predigte in Freiburg, Bruchsal, Karlsruhe, Baden-Baden, Rastatt, Mannheim, Heidelberg, Kolmar, Augsburg, München, Aschaffenburg, Regensburg, Landau, Stuttgart, Mainz, Wiesbaden, Fulda, Darmstadt, Bensheim, Frankfurt a. M., Worms, Bingen, Coblenz, Köln, Aachen, Düsseldorf, Duisburg, Essen, Münster, Paderborn, Hamburg, Hannover, Hildesheim, Magdeburg, Halle, Breslau, Glogau, Donaueschingen, Aulendorf, Mosbach, Gerlachsheim, Heßrach, Saalgun, Friedrichshafen, Reutha, Schw.-Gmünd, Kaisheim, Donauwörth, Weiter, Landsberg, Strenburg, Mindelheim, Sonthafen, Seligenstadt, Hochheim, Salmünster, Amöneburg, Fritzlar, Driburg, Niederolm, Oppenheim, Ettlingen, Eltville, Oestrich, Kamberg, Siegen, Werden a. d. R. u. s. w. Aber Deutschlands Grenzen konnten seinem Drange kein Ziel setzen. Zu Prag, zu Straßburg, zu Kopenhagen, zu Basel ertönte sein mächtiges Wort, Christi Evangelium verkündend und verteidigend. Und wie sehr er geehrt wurde, beweist die Thatsache, daß nicht bloß hochgestellte Beamte, Mitglieder regierender Häuser, sondern sogar gekrönte Häupter seinen Predigten beiwohnten. In Hannover war die königliche Familie mehrmals anwesend, auch wurde er zur königlichen Tafel nach Herrenhausen beschieden; in Kopenhagen erschienen die Gesandten der katholischen Mächte, in München die königliche Familie, in Stuttgart war der Hof mehrmals anwesend, in Prag beschied ihn die Kaiserin Maria Anna zur Privataudienz. Der damalige Herzog Adolf von Nassau, jetzt

Großherzog von Luxemburg, ersuchte ihn während seiner Anwesenheit in Wiesbaden, einen Vortrag über die Heiligkeit des Eides zu halten und ließ sämtlichen Soldaten der Garnison den Befehl erteilen, in die dortige katholische Kirche zu gehen, um den Vortrag anzuhören.

Bei der Mission in Paderborn im Jahre 1851 war der Zudrang der Menschen so groß, daß die angesammelten Dünste gewissermaßen zum Regen sich ausbildeten, daß die Stimme des Paters klanglos wurde und die Orgel ihren Ton verlor.

Nachdem der Redner den Cyklus seiner Vorträge in Hannover beendet hatte, wagte es ein gewisser Dr. Seinecke, den Inhalt der Predigten des P. Roh in einer Broschüre zu kritisieren und über die Jesuiten weidlich zu schimpfen. Der damalige hochw. Herr Kaplan Theele an der St. Clemenskirche in Hannover übernahm es, auf diese Auslassungen zu antworten, und es gelang ihm, in zwei trefflich geschriebenen Broschüren die Anschuldigungen des Dr. Seinecke zu widerlegen und dem Publikum die Ungerechtigkeit der den Jesuiten zur Last gelegten Vorwürfe klarzulegen. Auch König Georg V. nahm den P. Roh gegen Verunglimpfungen persönlich in Schutz.

So floß sein vielbewegtes Leben dahin — ebenso thatenreich, als in anspruchslose Zurückgezogenheit gehüllt, ebenso verdienstvoll, als steten und frechen Verleumdungen ausgesetzt.

Die Missionsthätigkeit des P. Roh begann in Konstanz. Im Advent desselben Jahres 1850 hielt er mit P. Haßlacher eine mit dem besten Erfolge gekrönte Mission in Freiburg im Br. Der greise Erzbischof selbst wohnte allen Vorträgen bei und ward von solcher Verehrung und Liebe für ihn eingenommen, daß er vom Jesuitenprovinzial dringend den P. Roh als Domprediger verlangte. Doch konnte diesem Verlangen nicht stattgegeben werden. Im Jahre 1851 war er in Heidelberg, Karlsruhe u. a. O. thätig; 1852 beteiligte er sich an der denkwürdigen Mission zu Frankfurt a. M., der Beda Weber in seinem „Kartons aus dem deutschen Kirchenleben" ein so herrliches Denkmal gesetzt hat. „Die Predigten waren vom ersten Augenblicke an ebenso stark von Protestanten, als von Katholiken besucht. Keine leise Störung fiel vor, ungeachtet die Domkirche fast immer dergestalt überfüllt war, daß erst nach dem Gottesdienste bei allmählicher Entleerung ans Herauskommen zu denken war. Alles blieb wie angewurzelt auf seinem Platze, und die tiefste Stille war nur von leisen Seufzern unterbrochen, etwas ungemein Ergreifendes bei einer Masse von 6000 bis 8000 Menschen. Der mächtige Eindruck der Missionspredigten war an unzweideutigen Zeichen nach verschiedenen Richtungen zu merken. Die Katholiken konnten den Jubel ihres Herzens nicht verheimlichen, daß die Wahrheiten ihrer heiligen Kirche so siegreich dargelegt und verfochten wurden. Die Protestanten staunten über die Innigkeit des katholischen Kirchenlebens, wie es in diesen Tagen vor ihre Seele trat, über die Macht der katholischen Lehre, die man ihnen so lange entstellt und verdächtigt hatte, über den Geist der Missionäre, die ihnen als Schwarzkünstler und Königsmörder geschildert worden waren. Was am meisten Eindruck machte auf Nichtkatholiken, war, daß die Jesuiten stets am Lichte der Vernunft vorgingen und vom Menschen nur verlangten, daß er seine Vernunft gebrauche und ihre unerläßlichen Folgerungen annehme, um nicht mit sich selbst in Widerspruch zu kommen."

An der im Jahre 1853 in Augsburg abgehaltenen Mission hatte P. Roh ebenfalls einen hervorragenden Anteil. Die Beteiligung an der Mission war nicht nur seitens des Volkes eine selbst die kühnsten Hoffnungen übersteigende, sondern auch die hochwürdige Diöcesangeistlichkeit nahm zur unverhohlenen Freude der Gläubigen den regsten und lebendigsten Anteil. Fast alle Geistlichen der großen Diöcesen eilten wenigstens auf einige Tage nach Augsburg, um den Predigten anzuwohnen; viele weilten während der Mission in der Stadt, darunter gar manche ehrwürdige Priestergreise. Als P. Roh nach seiner meisterhaften Predigt „über die Sünde" von der

Kanzel stieg, eilte ihm der Bischof entgegen und umarmte ihn gerührt und voll freudigen Dankes vor der zahlreichen Menge.

Der Zudrang zu den Beichtstühlen steigerte sich täglich. Die Früchte der Mission zeigten sich aber auch im praktischen Leben. Nach der von P. Roh gehaltenen Predigt „über die Sonntagsfeier“ und „über ungerechtes Gut“ war zum Erstaunen auch der Andersgläubigen ein plötzlicher und allgemeiner Umschwung zum Bessern ersichtlich. Es erfolgten Rückerstattungen von Summen und Gegenständen, die schon seit Jahren abhanden waren, und an deren Wiedererstattung die Beschädigten nicht mehr entfernt dachten; andere zum Teil sehr wertvolle Gegenstände und namhafte Summen wurden bei den geistlichen Behörden niedergelegt, damit durch sie die Rückerstattung an die rechtmäßigen Eigentümer erfolge; jahrelange Feindschaften und tiefgewurzelter Haß wurden friedlich ausgeglichen, und manch bitterer Familienzwist in Liebe und Freundschaft beigelegt. In der Standespredigt für das Militär donnerte P. Roh besonders gegen den Geist der Empörung, der Rebellion und des Umsturzes, und beleuchtete das damals gern gebrauchte Losungswort: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“.

In ähnlicher Weise wurde bei allen Missionen, Konferenzen und Exercitien zu Werke gegangen. Das mächtige Wort des P. Roh mahnte alle an ihre ernsten und heiligen Pflichten und trug überall wirksam dazu bei, die wankenden Grundfesten der Autorität neu zu befestigen. Damals wurde dieser auch für die Staaten so heilsame Einfluß der Missionen selbst von den Regierungen und ihren Organen lobend anerkannt; die offiziellen Berichte der preußischen Beamten z. B. vom Jahre 1853 besagen: „Daß nur die Demokratie grolle, weil die Jesuiten überall als Sendboten des Grundsatzes der Autorität, in kirchlichen wie in staatlichen Dingen, auftreten und die sozialistischen Trugbilder, mit welchen die Demokratie auf die Selbstsucht der Massen spekuliert, entlarvten und schonungslos bekämpften. Sie werden von den Anhängern der Demokratie als bestochene Agenten der Regierung bezeichnet und mit Schmähschriften bedroht. Auch wissen die Landräte übereinstimmend nicht genug zu rühmen, wie wohlthätig sich der praktische Erfolg ihrer Missionen gestaltet habe“ u. s. w. Freilich hatte P. Roh am Abend seines Lebens noch den herben Schmerz, sehen zu müssen, wie gerade die nämlichen Regierungen in unsäglicher Verblendung plötzlich in durchaus feindseliger Weise gegen die Jesuiten und deren Missionen vorgingen, wie jene als „staatsgefährlich“ denunziert, diese bald da, bald dort unter den nichtigsten Vorwänden verboten wurden. Was er bereits 1865 als einen „35jährigen Schmerz im Herzen trug“, wie er damals schrieb, das mußte er in den letzten Tagen seines Lebens bei der erneuerten Jesuitenhetze im Reiche und im Reichstage mit erneuerter Bitterkeit verkosten. „Ich kenne meine Ordensbrüder, und es thut mir wehe, ja, oft empört es mich tief, sie so unmenschlich gehaßt, so unausgesetzt verfolgt, so maßlos verleumdet zu sehen.“

P. Rohs Predigten waren besonders für die Männerwelt berechnet. Da wirkten sie aber auch zündend; allenthalben ist in den Berichten von Augenzeugen zu lesen, wie Männern, die sonst nie weinten, Thränen in die Augen traten bei dieser furchtbaren Konsequenz der Wahrheit, die alle Grundfesten des Lebens erschüttert.

„P. Roh steht — so schildert ihn Beda Weber — mit einer unvergleichlichen Ruhe auf der Kanzel, und so voll und breit und alle Dämme niederreißend auch oft der Strom seiner Rede dahin zu eilen scheint: er hat ihn in seiner Gewalt, wie ein Mensch den Wasserstrahl in einer Röhre lenkt, wie und wohin er will; nur mit dem Unterschiede möchte ich sagen, daß P. Roh aus seinem Munde zugleich Wasser und Feuer entsendet. Wie viele kamen zu ihm mit dem Entschlusse: „Von dem läßt du dir nichts weiß machen“ — und nach kurzem saßen sie gleich gezähmten Löwen zu seinen Füßen!“

Vor der Predigt jedoch befand sich P. Roh gewöhnlich in großer Aufregung und Beklemmung. Bange Erwartung schnürte ihm das Herz fast zusammen. Manchmal trieb es ihn von Stuhl zu Stuhl, von Zimmer zu Zimmer. „Du, ein winziger Mensch, sollst über das Wichtigste, Größte und Heiligste sprechen, und

Hunderte, ja, Tausende warten auf dich und wollen von dir Belehrung und Anleitung; greifst du es nicht recht an, so steht vielleicht Seele und Seligkeit mancher auf dem Spiele, und dir bleibt die Verantwortung." Solcherlei waren seine Gedanken vor der Predigt, und oft, wenn er viele Stunden im Beichtstuhle zugebracht oder auf andere Weise seelsorgerisch in Anspruch genommen war, sodaß ihm zur näheren Vorbereitung keine Zeit blieb, dann betete er wenigstens den Rosenkranz, oder wenn auch dazu die Minuten nicht hinreichten, so fiel er auf die Kniee nieder und betete in kindlicher Einfalt voll Vertrauen: „Mein Gott, ich habe keine Zeit mehr, du mußt mir helfen!" Dann betrat er die Kanzel, und kaum hatte er sein großes, klares Auge über die still horchende Menge dahinschweifen lassen, und kaum war das erste Wort gesprochen, so war er auch schon in den Besitz einer unerschütterlichen Ruhe gekommen. Jetzt war er vollkommen Meister seiner Gedanken, Gefühle und Worte, und der Strom seiner Rede riß alles mit sich fort.

Seine Hauptstärke war das lebendige Wort; wie jeden wahren Redner, begeisterte, hob, inspirierte ihn die zahlreiche Zuhörerschaft. Deswegen waren seine gewaltigsten und erschütterndsten Reden sehr oft vollständig aus dem Stegreif — während der traulichsten und gemütlichsten Unterhaltung notierte er sich bisweilen ein und das andere Schlagwort auf ein Blättchen Papier, auf eine Visitenkarte — und dann trat er auf und riß seine Zuhörer mit sich fort. Dieser mächtigen Rednernatur war das langsame und einsame Schreiben gründlich zuwider. Was er schrieb, sind größtenteils nur Gelegenheitsschriften, und auch da muß er, wie er selbst sagte, von Freund und Feind gar arg drangsaliert werden, bis er daran kam.

Eine seiner weitverbreitetsten Broschüren ist: „Das alte Lied: Der Zweck heiligt das Mittel, im Text verbessert und auf eine neue Melodie gesetzt von P. Roh, S. J." Die Veranlassung dazu war folgende: Am Schlusse der Mission von Frankfurt a. M. erklärte er aus Anlaß zahlreicher Pamphlete und Pasquille von der Kanzel herab: 1) „Wenn jemand der juridischen Fakultät von Heidelberg oder Bonn ein von einem Jesuiten verfaßtes Buch vorweist, in welchem nach Urteil der Fakultät der infame Grundsatz „der Zweck heiligt das Mittel" entweder in diesen oder in gleichbedeutenden Worten enthalten ist, so werde ich auf Weisung der Fakultät dem Vorweiser jenes Buches 1000 Gulden rh. W. auszahlen. 2) Wer aber, ohne diesen Beweis erbracht zu haben, mündlich oder schriftlich dem Jesuitenorden jene schändliche Lehre zuschreibt, ist ein ehrloser Mensch." Bald darauf erschien im „Halleschen Volksblatt" ein kleiner Artikel, in welchem die 1000 Gulden verlangt wurden, „weil ja der fragliche Grundsatz im Institut des Ordens selbst Const. parte 6, cap. 5 förmlich ausgesprochen sei." P. Roh citierte in der „Volkshalle" das ganze Kapitel und setzte den Inhalt desselben klar und deutlich auseinander. Das „Hallesche Volksblatt" widerrief alsogleich und erklärte, „es sei irregeführt worden". Nicht so die übrige gesinnungsverwandte Presse. Die alte Anklage, diesmal sogar vom Professor Tholuck zu Markte gebracht, tauchte wieder auf: „Der Jesuit Roh hätte zwar gegen die Unterstellung seines Grundsatzes protestiert, aber Ellendorf hätte ihn siegreich widerlegt". So diktierte Tholuck den andächtig gläubigen Schülern. Die Wahrheit ist, daß Ellendorf bereits 1842 gestorben war und P. Roh bei seiner Aufforderung 10 Jahre später (1852) besonders auf Ellendorf Rücksicht genommen hatte. P. Roh wiederholte in Halle auf dieses hin seine Aufforderung und bezeichnete die juridische Fakultät von Halle selbst als Schiedsrichter. Solange er daselbst weilte, verblieb aber alles ruhig.

Kaum war er fort, so hielt der Professor der Theologie J. L. Jakobi Vorträge über die Jesuiten, die er dann auch drucken ließ. Natürlich figuriert darin die alte Anklage, nur der frischen Umstände wegen mit dem Zusatze verbrämt: „P. Roh hat wohl nicht alle Bücher der Jesuiten gelesen, also könnte der Satz denn doch irgendwo stehen", und „hätte er ihn irgendwo gefunden, so ist er wohl imstande, den Grundsatz in Abrede zu stellen". Denselben Kniff, sich aus der Schlinge zu

ziehen, wandten auch andere an. Einige aber wandten sich an die bezeichneten Fakultäten, wurden aber von diesen abgewiesen. So Dr. Franz Huber. Ebenso der protestantische Prediger von Bergzabern, K. K. L. Maurer, der dann 1868 in seinem „Neuen Jesuitenspiegel" trotzdem den Beweis zu erbringen sich abmühte; wie und durch welche edle Entstellungskünste, das weist ihm P. Roh in der oben erwähnten Broschüre in kräftiger Weise nach.

Eine andere Gelegenheitsschrift, die auch bald in zweiter Auflage erschien, verfaßte P. Roh anläßlich des „Syllabus über die Grundirrtümer unserer Zeit". („Stimmen aus Maria-Laach", 1. Serie II.) In klarer und schneidiger Polemik setzt er da dem sich gelehrt dünkenden Unglauben zu Leibe und deckt schonungslos eine Blößen auf, während er daneben in der würzigsten und verständlichsten Weise die unerschütterliche und siegreiche Wahrheit des Christentums ins hellste Licht stellt. Die Lehren des Pantheismus, des Naturalismus und des absoluten Rationalismus, der verführerische Indifferentismus und Latitudinarismus werden zuerst mit allen ihren Schlußfolgerungen und notwendigen Konsequenzen in der ihm eigenen fesselnden Weise vorgeführt, und dann durch ein vielfaches Kreuzfeuer aus allen Zweigen des Wissens vollständig aus allen Positionen geworfen und vernichtet. Dabei verstand er es, seine Beweisführungen in ebenso verständliche und leicht faßliche, als interessante und pikante Sprache zu kleiden.

Wie schonend er gegen Andersgläubige war, erzählt er selbst in obiger Schrift S. 61: „Mein katholischer Katechismus hat mir gleich in der Kindheit gesagt, ich solle, wenn ich selig werden wolle, Gott über alles lieben wegen seiner selbst, und aus Liebe zu Gott meinen Nächsten wie mich selbst. Auf die Frage: Wer ist mein Nächster? wurde mir geantwortet: Jeder Mensch, er sei Katholik oder Protestant, Jude, Mohammedaner oder Heide. Das Wort Toleranz habe ich aber, weil in einem ganz katholischen Lande, nie weder zu Hause, noch in der Schule, noch in der Kirche gehört. Ich habe aber auch weder zu Hause, noch in der Schule, noch in der Kirche über Protestanten und Protestantismus je schimpfen gehört. Dennoch waren uns Protestanten und Protestantismus sehr gut bekannt. Das Dorf, in dem ich geboren wurde, liegt an dem einen Ende eines fünf Stunden langen, sehr beschwerlichen Alpenpasses. Auf unserer Seite der Alpenkette ist alles katholisch, auf der andern ist einst durch Berner Truppen alles protestantisch gemacht worden. Weil mein Dorf noch ganz und gar unzivilisiert ist, so hat es bis auf diese Stunde weder Hotel, noch Wirtshaus, noch Schenke, noch Kneipe. Kommt nun so ein ultramontaner Protestant durch unser Dorf über den Berg her oder über den Berg hin, so wird er vom ersten besten, der ihn sieht, ins Haus gerufen, eine Stärkung zu sich zu nehmen. Es ist schon öfter vorgekommen, daß Nachbarn sich um den Gast gezankt haben. Dem Gast wird reichlich aufgetragen, und die Hausleute setzen sich zu ihm und halten mit, damit er sich ja nicht geniere. Aber keiner ist je durch diese Zutraulichkeit so frech geworden, daß er gefragt hätte, was er schuldig sei. Er bedankt sich herzlich und verlangt, daß man beim nächsten Gang über den Berg bei niemand anders als bei ihm einkehre, und geht mit Segenswünschen begleitet seines Weges. Bei solch einer Gelegenheit erfuhr ich nun zwei Neuigkeiten, die mich nicht nur sehr wunderten, sondern bestürzt machten. Ein solcher Gast sagte, wir in unserm Lande seien doch sehr glücklich, daß wir so gute Geistlichen hätten, bei ihnen stände es damit sehr schlimm. Das Wort frappierte mich sehr; denn bis dahin hatte ich immer geglaubt, alle Geistlichen seien höhere, heilige Wesen. Nachdem der Gast sich entfernt hatte, sagte mein Vater: es ist doch jammerschade, daß diese Leute nicht die wahre Religion haben; sie sind so gute, liebe Menschen! Daß es auch eine falsche Religion gebe, war mir eine sonderbare Entdeckung, die mich mit tiefer Wehmut erfüllte und mir gegen die protestantischen Nachbaren ein recht inniges Mitleid einflößte. Dieses Gefühl ist mit mir aufgewachsen und wächst noch mit jedem Tage."

Einer seiner intimsten Freunde schreibt über ihn: „Das deutsche Volk liebte er mehr als jedes andere. „Das deutsche Gemüt findet man bei keiner anderen

Nation", so äußerte er oft mir gegenüber. Die Sitten des deutschen Adels machten ihm ebenfalls einen so wohlthuenden Eindruck. Er war ungemein dankbar für alles empfangene Gute, besonders, wenn es der Kirche oder seinem Orden gespendet wurde. Oft versicherte er mir: Ich bete täglich für den König von Preußen."

Auch seinen Feinden und Widersachern bewahrte er ein Herz voll Liebe und betete namentlich für sie. In seinem Diarium hatte er an hervorragender Stelle den Wahlspruch angebracht: „Habt ihr Anteil an den Leiden Christi, so freuet euch!" Kam in der letzten Zeit seines Lebens das Gespräch auf die sozialen Gefahren der Gegenwart, und die der katholischen Kirche zugebote stehenden Mittel zur Abwehr und Heilung derselben, da leuchtete sein Auge auf, seine Züge belebten sich mit neuer Frische und Kraft, und in energischer Weise sprach er sein Verlangen aus, nochmals der Kirche und dem geistigen Wohle Deutschlands zu dienen. „Gilt es einmal, den internationalen Stier einzufangen, ihn bei den Hörnern zu packen und zu Paaren zu treiben, da möchte ich auch dabei sein; ich glaube, dazu bekäme ich noch Kraft genug. Diesen Strauß noch bestehen und dann sterben — das wäre schön."

Es war ihm nicht vergönnt. Seine Ordensgenossen aber thun es. Einstweilen durch die Schrift.

In den letzten Monaten seines Lebens schrieb er noch den Aufsatz: „Was ist Christus?" („Stimmen aus Maria-Laach", Januar und Februar 1872) und setzte damit seiner originellen Auffassungs- und Darstellungsweise einen würdigen Denkstein. Sein letztes Auftreten war zu Bonn in der Osterwoche. Die Kraft seines Körpers war bereits gebrochen, aber das Feuer seines Geistes loderte noch in ungeschwächter Frische. Wie immer, fesselte auch dieses letzte Mal sein Wort die Zuhörer wie mit unwiderstehlichem Zauber. Diese Vorträge waren, wie er selbst in scherzender Vermutung geäußert, sein Schwanengesang.

Am 17. Mai las er noch morgens um 6 Uhr wie gewöhnlich die heilige Messe. Um 9 Uhr wurde er vom Schlage gerührt. Er sank auf seinen Lehnstuhl. Als der Obere zu ihm eintrat, deutete er mit beiden Händen nach oben, „in den Himmel, in den Himmel" stammelnd, und dann auf sein Kruzifix. Man reichte es ihm; er küßte es innig und zärtlich und begann aus tiefster Seele zu beten. Die herbeigerufenen Aerzte erklärten ihn für unrettbar. Dann empfing er mit rührendster Andacht die heiligen Sterbesakramente, und um 10½ Uhr gab er seine Seele zurück in die Hände seines Schöpfers.

Die Bonner Katholiken veranstalteten dem Dahingeschiedenen einen imposanten Leichenzug. Sie haben sich selbst dadurch geehrt, sie haben diese Ehre einem Manne gezollt, der als 18jähriger Jüngling in die Gesellschaft Jesu eingetreten war, und als 61jähriger Greis in derselben Gesellschaft gestorben war, und sie haben dieses laute Zeugnis für ihn und den Orden abgelegt zu einer Zeit, wo die Machthaber und eine verblendete Mehrheit des Reichstages das Damoklesschwert der Aechtung ohne Verhör, ohne Urteil über den Orden zückte. P. Roh hatte recht; er äußerte in seinen letzten Lebenstagen mehrmals: „Fünfmal haben sie mich vertrieben, das sechstemal wird's ihnen nicht mehr gelingen". Und der Tod entriß ihn der irdischen Verfolgung und Verbannung.

P. Roh war trotz, oder vielleicht gerade wegen seines genialen Geistes die einfachste, kindlichste und gemütvollste Seele von der Welt. Er konnte in heiterster, ungezwungenster Weise scherzen und lachen; er hatte das tiefste und wärmste Mitgefühl für andere, und beim Anblick oder nur bei Anhörung fremder Leiden und Mißgeschicke perlten gar leicht dicke Thränen über seine Wangen herunter. Und wie oft vergoß er auch im Beichtstuhle heiße Thränen!

In der Unterhaltung sprudelte in ihm ein unversieglicher Quell der heitersten und würzigsten Laune; eine erstaunliche Fülle der reichsten Lebenserfahrungen, gepaart mit einer Originalität der Auffassung und des Ausdruckes, mit einer bezaubernden Gewalt des Mienenspiels, wie sie sich wohl selten vorfindet, verlieh der Gesellschaft und dem Umgange mit ihm eine Anziehungskraft, die allenthalben, wo er sich einfand,

bald die begabtesten Geister um ihn versammelte. Obgleich er so schnöde aus seinem Vaterlande war vertrieben worden, und dieses in bornierter Engherzigkeit natürlich alle Jesuiten fernhält — den Flüchtlingen der Pariser Kommune den Aufenthalt zu verweigern, fand man keinen Grund in der Schweiz vor, gegen diese Mordbrenner gab es nichts einzuwenden — hing er doch stets mit aufrichtiger Liebe und vollem Herzen an seinem Schweizerlande. Noch in den letzten Jahren seines Lebens, wenn er zuweilen im Kreise munterer, junger Jesuiten hinausfuhr auf den Laacher See, sprach er so gerne und so warm von den Seeen und Bergen, den Thälern und Triften seiner lieben Schweiz, und wenn man ihm dann das eine oder andere Schweizerlied sang: „Ich bin ein Hirtenknabe", oder: „Mein Herz ist im Hochland", oder: „Auf der Alpen lichten Höhen" mußte er sich gar bald die Thränen aus den Augen trocknen. „Einen Wunsch noch habe ich", sprach er eines Tages, „ich möchte zu einer Mission in meine Heimat berufen, dann verjagt und auf der letzten Station totgeschlagen werden, damit mein Leib doch noch in Schweizer Erde ruhe." Und hierbei standen ihm die hellen Thränen in den großen, klaren Augen.

Er war stets ein treuer Diener der Himmelskönigin, unter deren besonderen Schutz er sich stellte. Seine Unschuld war ihm teuer; er hat sie stets bewahrt und hielt sich jenen Jugendlastern fern, denen schon so manches Talent zum Opfer gefallen ist. Wie ernst er es mit der Tugend der Keuschheit nahm, mag folgender Vorfall aus seinen Gymnasialjahren beweisen. Ein bisher dem jungen Roh fernstehender Altersgenosse, den der muntere Freundeskreis, dessen Mittelpunkt Peter war, anzog, wünschte sich diesem anzuschließen, und er wurde auch mit aufrichtigem Entgegenkommen in die lustige Gesellschaft eingeführt. Nachdem er aber ein unanständiges Lied zu singen begonnen hatte, traf ihn auch schon ein kräftiger Rippenstoß, und ehe er sich's versah, lag er mit Kot benetzt im Straßengraben. „Ich habe schon am ganzen Leibe Gichtschmerzen gehabt", soll P. Roh später oft geäußert haben, „aber an diesem Arm, der jenen in den Graben geworfen, noch niemals!"

Auch unterhielt er sich gern mit anderen Personen über die Vorzüge der Mutter Gottes, und empfahl stets die Nachahmung ihrer hohen Tugenden und die Fürbitte bei ihrem göttlichen Sohne. „Wie schön ist doch die Muttergottes-litanei", pflegte er zu sagen. „Welch kindlicher Glaube atmet in ihr, und an welch erhabene Geheimnisse erinnert sie uns! Wie oft hallten die Katakomben in den Zeiten der ersten Christenverfolgung von diesem herzinnigen Gebete wieder, wenn die Gläubigen sich in heiliger Stille dort versammelt hatten, der Priester die Mutter Gottes mit allen Namen der Frömmigkeit anrief und die Gemeinde „Bitte für uns!" antwortete. Wie lebendig tritt die süße Milde und Begnadigung des Christentums in den Gebeten an die heilige Jungfrau hervor: „Du Mutter der göttlichen Gnade — bitte für uns!" — „Du Mutter des Erlösers!" — „Du milde Jungfrau!" — „Du getreue Jungfrau!" — „Du mystische Rose!" — „Du Arche des Bundes!" — „Du Morgenstern!" — „Du Zuflucht der Sünder!" — „Du Heil der Kranken!" — „Du Trost der Betrübten — bitte für uns!"

In seinem 20. Vortrage am Ostersonntage in der St. Clemenskirche zu Hannover erwähnte er des folgenden gar wunderschönen Beispiels, in welchem Verhältnisse die Jungfrau Maria zwischen Gott und den Menschen steht:

„Nach einer großen Stadt kommt auf feurigem Rosse ein Reiter. Durch die vielen Sehenswürdigkeiten der schönen Stadt angezogen, achtet er nicht auf die Schritte seines Pferdes und reitet einen kleinen Knaben über den Haufen. Sofort wird er von Häschern umringt, die ihn der Bestrafung überliefern wollen; doch springt er eilends vom Pferde und flüchtet sich in das Haus einer vornehmen Frau, die ihn in ein sicheres Versteck bringt. Bald darauf kommen auch die Häscher in das Haus und verlangen die Herausgabe des Fremden.

Inzwischen haben sich einige andere Personen, die der Scene mit beigewohnt, dem Hause genähert und bringen den Leichnam des von den Hufen des Pferdes zertretenen Knaben hinein. Mit Entsetzen erkennt die Frau in dem Leichnam ihr

eigenes Söhnchen. Aber dennoch verweigert sie die Herausgabe des Fremden, sie bittet vielmehr noch um Gnade und Schonung für ihn."

Es ist nicht schwer zu erraten, wer unter den in diesem Gleichnisse handelnden Personen gemeint ist. Die vornehme Frau ist die Jungfrau Maria; der unter die Hufe des Pferdes geratene Knabe ist ihr Sohn Jesus Christus; die Häscher stellen den Arm der Gerechtigkeit vor, und an dem fremden Reiter will er uns beweisen, daß die Jungfrau Maria denjenigen, der sich unter ihren Schutz stellt und sie um ihre Fürbitte anruft, in dem Hause unseres himmlischen Vaters gewiß in Sicherheit bringt. —

Als er im Jahre 1869—70 in Rom war, schrieb er von dort aus in ein Kirchenblatt der Schweiz einen orientierenden Artikel über die brennende Tagesfrage und beschloß ihn mit den Worten: „Mein Herz habe ich in Luzern gelassen".

Bei seinen Ordensbrüdern hinterläßt P. Roh das erbauendste Andenken. In der Liebe und Begeisterung für den Orden, in der größten Einfachheit und Bescheidenheit, in anspruchsloser Demut und im kindlichsten Gehorsame gegen seine Oberen leuchtete er allen als Muster voran. Besonders rührend war es für sie, zu sehen, wie er noch die letzten Monate seines Lebens, da er doch körperlich gebrochen, nur auf einen Stock gestützt, mühsam sich fortschleppen konnte, stets zu den gemeinschaftlichen Ordensübungen in der Hauskapelle sich einfand.

So hat denn P. Roh bei allen, die mit ihm verkehrten, und bei den vielen Tausenden, die je seinen begeisterten und erhabenen Worten gelauscht, das beste Andenken hinterlassen. Er war einer der gefeiertsten Kanzelredner seiner Zeit, ein Name, weithin genannt und gerühmt, eine leuchtende Zierde seines Ordens. — Sein Andenken ist im Segen!

Erster Vortrag,

gehalten am Sonntag, den 25. März 1860, vormittags.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.

I. Der Mensch hat nicht bloß einen Leib, sondern auch eine Seele. Das Tier lebt vom Brot allein, und zwar besser und ruhiger und friedlicher als der Mensch. Denn auf dem Tier lastet nicht das Gesetz: „Du sollst dein Brot essen im Schweiße deines Angesichts.“ Für das Tier sorgt in dieser Beziehung Gott, und schwerlich würde, in Beziehung auf Nahrung, Kleidung, Beweglichkeit, eines darunter mit dem Menschen tauschen. Der Mensch aber, wenn er dieses Unglück für seine eigentliche Aufgabe hält, wenn er nichts Höheres kennt, als schöne Häuser, schöne Kleidung und schönes Essen — kurz, wenn er für seinen Leib, ohne alle Religion, arbeitet und sorgt, dann ist er im besten Falle ein sehr wohl dressiertes, aber ein zu allem Bösen fähiges und vollkommen unzuverlässiges Tier. Es giebt nun aber

II. freilich auch Menschen, welche zwar nicht ohne jede Religion, aber die doch ohne eine bestimmte Religion sind. Sie behaupten: Religion zu besitzen, sei notwendig, aber es sei gleichgültig, welche. Aber, wenn es feststeht, daß 2 mal 2 gleich 4 ist, dann steht auch fest, daß 2 mal 2 nicht 5 oder 3 ist. Die Wahrheit kann nur eine sein. Wenn der Satz: „Du sollst nicht stehlen!“ wahr ist, so ist der andere: „Eigentum ist Diebstahl!“ unwahr. Sind alle Religionen gut, dann ist keine notwendig. Menschen dieser Art sind Menschen nicht der Ueberzeugung, sondern des augenblicklichen Einflusses, des Vorteils, und fortwährend das Opfer schwerer Versuchungen: heute so, morgen anders, heute elende, niederträchtige Lobhudler der Gegenwart, Speichellecker mächtiger Fürsten, morgen, unter anderen Umständen, das Gegenteil.

Ist nun die Wahrheit nur eine, unsere Zeit aber mehr wie irgend eine andere eine Zeit, wo die Lüge herrscht, so ist es besonders wichtig, die Wahrheit zu verteidigen. Ich bin gekommen, um es zu thun, in aller Geduld. Ich komme nicht, um euch zu

gefallen, ich komme, um euch nützlich zu sein. Lassen wir alles, was Phantasie, was Bestechung des Gefühles heißt: es handle sich nur um die Wahrheit. Diese soll gegeben werden, ruhig, kalt, überzeugend! —

Zweiter Vortrag,

gehalten am Sonntag, den 25. März 1860, nachmittags.

Es giebt einen persönlichen Gott.

Es giebt eine Grundwahrheit, das ist das Dasein des persönlichen Gottes. Diese Grundwahrheit geradezu zu leugnen, dazu hat die heutige Welt zu viel Anstand — der Atheismus ist lichtscheu geworden, aber der Pantheismus, der Materialismus in den Naturwissenschaften ist das noch nicht. Ihnen gegenüber will ich beweisen: 1) Es giebt ein höchstes Wesen. 2) Es giebt einen persönlichen Gott.

I. Es giebt ein höchstes Wesen. Steine haben das Sein, Pflanzen Sein und Leben, Tiere Sein, Leben und Fühlen, der Mensch aber Sein, Leben, Fühlen und außerdem Verstehen und Wollen. Hier haben wir einen Unterschied, eine Steigerung; ähnlich den Regeln der Komparation, wenn wir unterscheiden zwischen schön, schöner, vollkommen schön. Warum reden, warum urteilen wir so? Weil uns der Begriff von einem Ideal innewohnt, von einem Maßstab, der uns nie verläßt, weder im Raume, noch in der Zeit — der überall, der ewig, der unermeßlich ist. Oder ist das eine Phantasie, eine Abstraktion? Nun, dann bist du ein Skeptiker, du glaubst dir selbst nicht, wie solltest du mir glauben? Dann bist du Pantheist, Anhänger jener Richtung, die absurd ist im Begriff, scheußlich in den Folgen. 1) Absurd im Begriff. Ich will es dir zeigen, soweit ich dazu imstande bin — „denn eine Dummheit wird ein gescheiter Mensch nie ganz verstehen.“ Im Pantheismus hören alle Unterschiede auf. Alles ist ihm eins. Auch die Verschiedenheit der Worte muß da zuletzt aufhören. Nichts bleibt als „Pan, alles eins.“ — 2) Scheußlich in den Folgen: Die Unterschiede sind nichts, ein Traum, ein Gedankenbild, ein Phantom; Gott ein Nichts, der Mensch Gott! — Sublime Philosophie! Folglich a. „niemand hat uns etwas zu befehlen.“ Eine Gottheit hat nur Rechte, keine Pflichten! — Miserable Philosophie! Weil die Basis der Anarchie, die gänzliche Auflösung aller menschlichen Gesellschaft. b. „Wir sind alle gleich.“ Arme Philosophie! Denn haben wir alle gleiche Rechte, dann hat jeder keine.

II. Es giebt einen persönlichen Gott, einen Gott mit Sachkenntnis, Verstand, Berechnung. Das lehren uns die Sterne, jene sublimen Regionen, wo uns schwindeln wird, wo uns nichts bleibt, als Anbetung; das lehren uns die Millionen Infusorien; das lehrt uns unser eigener Leib, die Hand, jedes einzelne Glied — ganz abgesehen vom Geiste, den wir nicht fassen, nicht begreifen — „wir sind zu groß, um uns selber zu fassen.“ — In Kunstausstellungen fragen wir nach dem Maler, nach dem Bildhauer, der dieses vortreffliche Kunstwerk gemacht hat: Wollten wir wirklich bei dem größten Kunstwerke, bei der Schöpfung, das nicht thun? Ist wirklich das die Wissenschaft, die die Erscheinungen beschreibt, aber zu den Ursachen nicht aufsteigt, nicht hat das rerum cognoscere causas? Findest du die Ursache nicht: Wissenschaft spreche ich dir rein ab. Du sprichst vom Ungefähr, vom Zufall — nein, wir glauben, ja mehr wie glauben, wir wissen, wir fühlen, daß es einen persönlichen Gott giebt. Du sprichst von Kraft, von Stoff, das sind Worte! Du sagst, du fühlst in deinem Innern nichts, keinen Richter, keinen, der Belohnungen dir zuspricht oder Strafen: — du lügst! Greife nur hinab in deinen Busen, ad cor. — O, daß du ihn lieben könntest! Du hast so viele Ursache dazu. — Amen!

Dritter Vortrag,

gehalten am Montag, den 26. März 1860.

Gott, unser Schöpfer.

„Lehre uns erkennen, was uns mangelt.“ Was ist es? Wir wissen nicht, woher und wohin. Die Kirche, die Mutter unseres geistigen Lebens, sagt es uns: Von Gott — zu Gott!

I. Von Gott. Denn er ist unser Schöpfer, nach Leib, nach Seele. „Gelehrte“ Männer sprechen freilich anders, nicht wahrhaft gelehrte, denn die sind bescheiden und demütig, sondern solche „Gelehrte“, die nichts gelernt haben. Wir stammen, sagen sie — denn die Herren sind sich nicht einig, — von dem Urfisch, oder Urfrosch, oder dem Urstier, oder dem Uraffen. Vom Uraffen? Jawohl! So schreibt jener Verfasser einer populären Naturgeschichte, Chemie, Geologie, er stammt vom Uraffen! Ah! Gratuliere bestens zu dem hohen Urahn! Ein besserer Stammbaum gewiß als sechszehn Ahnen! Wir anderen, wir stammen von den ersten Menschen, von Gott, — und wir gehen:

II. Zu Gott! Er ist die vollkommene Freiheit, die unendliche Schönheit, das absolut Gute. Ihm müssen wir uns hingeben. Dazu ist unsere Erkenntnis: die volle Wahrheit will es erfassen; dazu unser Liebesvermögen: nach allem Guten ist es unersättlich. Gott ist beides: die Wahrheit und das Gute, mit ihm müssen wir eins werden. Künftig! Denn hier handelt es sich vorerst um Geduld und Hoffnung. „Es ist nicht der Mühe wert, schon hier glücklich zu sein, das Leben ist dazu zu kurz: nein, ewig, ewig sollen wir glücklich sein! Glücklich bei ihm!“

Welche Mittel haben wir dazu? Erstens uns selbst, zweitens alles außer uns, die ganze Schöpfung. Jeder Tautropfen, jedes Sonnenstäubchen, jedes Blümchen; die ganze Natur, die Menschenwelt, die Geisterwelt, — denn auch letztere ist vorhanden. Wie das Haus mehrere Stockwerke, so hat die Schöpfung auch die Geisterwelt. Der Glaube an ihr Dasein ist „sehr vernünftig“. „Glaube und Vernunft zusammengenommen eröffnen uns eine Welt zum Entzücken, damit wir selig werden.“ Warum sind wir's nicht? — Dein Eigentum soll vollkommen sein, deinen Pferden, deinem Hause, sagst du, darf nichts fehlen, auch du selbst, der Eigentümer, willst nicht schoflich sein; — die Schöpfung ist sehr schön, an ihrer Vollkommenheit fehlt nichts; aber wie steht es um den, der ihr Eigentümer sein sollte: um den König der Schöpfung, um Gottes Ebenbild — um dich?! —

Vierter Vortrag,

gehalten am Dienstag, den 27. März 1860.

Gott, der Gesetzgeber und heilige Richter.

„Fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das ist der Mensch.“

I. Diese Worte bezeichnen uns den Weg, den wir gehen müssen, um zum Ziele zu kommen. Das Ziel ist die Erkenntnis Gottes, diese schöpfen wir aus zwei Quellen: aus der Vernunft — wie wir gestern gesehen haben — und aus dem Glauben. Wo die Vernunft nicht weiter reicht, da tritt der Unterricht Gottes selbst ein, und ihm müssen wir glauben. Er hat die zehn Gebote uns gegeben — und warum sollten wir sie nicht glauben? Sind sie doch lediglich in unserem, nicht in seinem Interesse. Oder wären sie etwa in seinem? Dann müßte es namentlich bei den ersten drei Geboten sich zeigen; aber auch die sind in unserem Interesse. Sind Angebote mehr als Gebote? Ist es nicht ein schönes

Angebot, daß wir ihn lieben sollen? Die Liebe stellt gleich, hebt die Unterschiede auf. Einem Fürsten dürfen wir nicht sagen, daß wir ihn lieben, dem sagen wir: „Ich ersterbe Ew. Majestät allerunterthänigster ꝛc.“ Gott dagegen sollen wir lieben. Wir sollen seine Kinder werden, in seine Familie aufgenommen werden, darum dürfen wir auch seinem Namen — unserer Familie! — keine Schande machen, ihn nicht mißbrauchen zu Meineid und Fluch. Darum sollen wir auch den Feiertag heiligen. Auch dieses Gebot ist ein Angebot, ein Geschenk, eine Gnade. Von der Strafe unserer Sünde, der Arbeit, die wir alle Tage verdient hätten, hat Gott uns einen Tag erlassen, wo wir nicht arbeiten, wo wir ruhen sollen; ruhen in unserem, nicht in Gottes Interesse; ruhen um unseres Leibes willen, der ja das schönste Meisterwerk ist seiner ganzen Schöpfung; ruhen aber namentlich auch um unseres Geistes willen, im Interesse unserer sittlichen Würde, aller wahren Kultur, jeder echten Zivilisation.

II. Aber wenn schon die Gebote der ersten Tafel mehr Angebote sind als Gebote: wie viel mehr dann der zweiten! Sie garantieren, sie gewährleisten uns die köstlichsten Güter; Güter für jene und Güter schon für diese Welt. Bei dem vierten Gebote ist das klar ausgesprochen: „Auf daß dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden.“ Wer die Eltern nicht liebt, wen die Erinnerung an seine Jugend, an das Mutterherz, an das Vaterhaus nicht erquickt, der ist kein Mensch mehr, der ist ein Ungeheuer. Aber das Gebot schließt auch die Lehrer, auch die Herren in sich. Davon will unsere Zeit nichts mehr wissen. Wir wollen nur noch Rechte haben, nicht mehr Pflichten. Das Verhältnis zu den Fürsten soll, nach Herrn J. J. Rousseau, ein Kontrakt sein, den wir durch Abstimmung, allgemeine Abstimmung, suffrage universel, beliebig lösen können. Aber bis morgen werden wieder tausend Staatsbürger geboren. Sie haben nicht mitgestimmt. Sollen sie nicht gefragt werden? Werden sie aber gefragt und übermorgen wieder, und so fort, wann wird dann der Staat fertig? Nein, es sind bestimmte Verhältnisse, in die wir gesetzt werden, eine bestimmte Familie, ein bestimmter Staat, und Gott ist es, der diese Verhältnisse bestimmt hat, nicht der Zufall. Friedrich II., kein Betbruder, pflegte zu sagen: „Der Zufall ist der Gott der Dummköpfe.“ — Es giebt keinen Zufall, ihr wollt keine Könige mehr „von Gottes Gnaden“, — aber, mein Gott! von wessen Gnade wollt ihr sie dann? Wollt ihr lieber Könige von Gottes Zorn? „Volkssouveränität!“ — sagt ihr! Nun, ich bin sechsunddreißig Jahre in einer freien Republik gewesen, ich glaube diese Staatsform zu kennen, ich stehe in keines Fürsten Dienst, aber welch wunderliche Begriffe macht man sich in Monarchieen von einer

Republik! In einer Republik ist die geringste Dosis von Gewalt, ebendeswegen ist da doppelt nötig die strengste Sittlichkeit, die ohne Zwang das Gute thut, aus freiem Willen. Aber will das wirklich eine Zeit, die statt Gottes Gnade vorzieht Gottes Zorn? Auswandern kannst du, nach einer fernen Insel, ja, in die Sterne, wenn du es vermagst; wenn du aber bleibst, dann gieb dem König, was des Königs ist.

„Du sollst nicht töten." Auch nicht dich selbst. O, welch entsetzliche Verirrung! Was muß alles vorangegangen sein, ehe der Mensch so weit kommt! Aber eine falsche, grausame Humanität, eine entsetzliche Philanthropie hat den Selbstmord vermehrt. — Auch im Duell töte nicht! — Gehen zwei mit einem Brotmesser aufeinander los und töten sich dabei, dann sind wir alle einig: Es waren Schufte; waren aber die Messer ein wenig länger — ja, freilich, dann waren es höchst ehrenwerte Herren! Sehr vernünftig! — Das sechste Gebot, das man nicht mal nennen mag. Alle Menschen sollen sein aus einem Blute. Das Gebot ist die Garantie einer „heiligen" Liebe. Aber was haben die Menschen daraus gemacht? Welch entsetzliche Verwüstungen hat die Uebertretung desselben unter uns angerichtet! Wie brachten wir uns dadurch um das schönste Gut! Der Mensch sank tief, tief unter das Tier. — Das siebente Gebot. Es gewährleistet uns die Mittel für die übrigen: Unsere Habe. Aber „Eigentum ist Diebstahl", sagt der Kommunist. Nun, alles schon dagewesen! Der Kommunismus ist nichts Neues. Schon Plato lehrte ihn in seiner „famosen Republik" und ist dafür von Mit- und Nachwelt tüchtig ausgelacht worden. Willst du Kommunist sein, gehe zu den Indianern, die sind Kommunisten. Aber ihre Wälder sind nicht kultiviert, ihre Sümpfe nicht ausgetrocknet. Wer arbeitet, will auch seinen Lohn, das liegt in unserer Natur. Oder ist es bei dir anders? — Sie arbeiten darum nicht. Sie jagen lieber sich selbst. Auch gefressen haben sie sich selbst. Echte Kommunisten! — Das achte Gebot. Es garantiert uns die Wahrheit und die Ehre. — Das neunte und zehnte. Sie verbieten die bösen Gedanken und die bösen Begierden. Alle zehn: Sind sie etwa hart? Das Gegenteil wäre jedenfalls viel härter. Nein! Das Joch ist sanft, die Last ist leicht! — nimm sie auf dich! — Amen.

Fünfter Vortrag,*)

gehalten am Mittwoch, den 28. März 1860.

Woher das Böse?

„Wisse und erkenne es, daß es böse ist, den Herrn verlassen zu haben."

Woher das Böse? Es ist da. Alle Philosophen von jeher beschäftigten sich mit dem Suchen nach der Antwort. Die Bibel giebt sie. Gott hat es nicht erschaffen. Es giebt noch einen anderen Willen, als den Willen Gottes, den freien Willen nämlich seines Geschöpfes. Einen Willen, der aber mißbraucht ist, der der Sünde verfiel. Was ist die Sünde? Ich spreche nicht von der unwissentlichen, läßlichen, nachlässigen Sünde; wenn ich von der Sünde spreche, heute und später — ich sage es gleich hier, um Uebertreibungen vorzubeugen — so meine ich die bewußte, absichtliche, mit Sachkenntnis vollbrachte Uebertretung seines ewigen, heiligen Gesetzes, die Todsünde. Zweimal ist über diese Uebertretung ein Urteil gefällt worden. Einmal über die der Engel, dann über die der Menschen. Doch die Bildung, was sage ich, nicht die Bildung, die seichte Aufklärerei will von den Engeln nichts wissen. Sie leugnet die Geisterwelt. Lieber Zuhörer, das ist die Philosophie der Tiere. Es giebt eine Natur, es giebt Menschen, in denen Natur ist und Geist, ihr gebt das zu: Warum leugnet ihr denn die Existenz von Geistern ohne Natur, ohne Leib? Hier ist die Natur, dort Geist, der Mensch ist die Synthese von beiden. Die ganze materielle Welt ist da, nicht um ihrer selbst willen, sondern um der Geister willen, die darin wohnen. Aber es giebt deren gute und böse. Da stoße ich wieder an. Eure Gelehrten sagen euch, es giebt keinen Teufel, aber Christus sagt: „Ich sah wohl den Teufel aus dem Himmel fallen, wie ein Blitz"; ja

*) Diese Predigt wurde im „Hannoverschen Kurier" mit folgenden Worten eingeleitet: „Die bisherigen Predigten des Paters Roh waren interessant; die heutige war ergreifend, gewaltig. Hatte er selbst früher gesagt, er wolle predigen „mit allem Absehen von der Aufregung der Phantasie, ohne jeglichen Versuch zur Bestechung des Gefühles, ruhig, kalt, überzeugend", so war dennoch hier die volle Phantasie mit allen ihren Chören, Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft: — es war der ganze Mensch und, wie wir annehmen, der im hohen Grade liebenswürdige Mensch, der sein ganzes, volles Herz hingab und ausbreitete vor dem dichtgedrängten Publikum. Die ganze Glut der Begeisterung, wie sie uns in Werken großer Dichter machtvoll entgegentritt, sahen wir hier vor uns — und es war mehr als Poesie, was uns geboten ward.

Mit diesen Bemerkungen sollten wir eigentlich aufhalten. Es scheint uns, gestehen wir es gern, als eine Art Vermessenheit, auch nur den dürren Gedankengang verzeichnen zu wollen dessen, was wir gehört."

Göthe selbst, nicht gerade sehr abergläubisch, sagt: „Den Teufel sind sie los — die Teufel sind geblieben." Auch unter ihnen ist einer der vorzüglichste, klügste, schlechteste; der sagte: Was ist Gott, daß wir ihm gehorchen? Der wollte an die Stelle Gottes sich setzen — da erging Gottes Urteil über ihn und über alle seinesgleichen. Wenn plötzlich ein Stern Freiheit erhielte und seine Bahn verließe, meint ihr nicht, daß eine Revolution dadurch würde hervorgebracht werden, ein Zusammenstoß, ein Zerschellen? Wie viel größer muß die Revolution gewesen sein, die jene Geister hervorbrachten, als sie aus Engeln sich umwandelten in Teufel! Und nun die Erde? Auch hier erging Gottes Gericht. Es war unserer Stammmutter nicht genug, Gottes Ebenbild zu sein, sie wollte sein wie Gott, sie wollte Göttin sein. Unseren Stammeltern war es nicht genug, die Erde zu besitzen, die Gott ihnen gegeben — der Vasall empörte sich gegen seinen Lehnsherrn, und damit war das Signal gegeben für die allgemeine Empörung, die ganze Natur empörte sich gegen den Menschen, sein eigener Geist empörte sich gegen seinen Geist. Die Eltern mußten ihren Sohn ins Grab sinken sehen durch Brudermord, die Erde öffnete sich, um Abels Blut zu trinken, die Söhne Kains hörten auf, Kinder Gottes zu heißen, und ihre Verbrechen mehrten sich so, daß Gott eine Sündflut sandte, um sie zu vertilgen, wie man Ungeziefer vertilgt. Die ganze Menschengeschichte ward eine Geschichte von Thoren und Verbrechern. Durch Thränen und Blut schreitet man bis ins Grab — mit Schmerzensgeschrei treten die sämtlichen Nachkommen Adams in die Welt, und sie verlassen sie mit dem Röcheln des Todes. Und alle dieses Elend, dieses große Unglück, diesen entsetzlichen Fluch, den sollte Gott über uns gebracht haben, — der Gott, der die ewige Liebe ist, der die Welt nur schuf, um uns glücklich zu machen? — Nein! da hat ein anderer Geist hineingepfuscht, das hat ein anderer Geist gethan. — Du lebst in den Folgen davon, du bist nicht glücklich durch diesen Zustand — warum setzest du ihn fort? Warum vergrößerst du die Sünde? Warum vermehrst du ihre Zahl? Unsere Stammeltern kannten nicht die Folgen; erst durch dieselben erfuhren sie, was es heißt, „böse sein". — Du aber bist gewarnt. —

Und hier nun brach der Redner die Predigt ab, um in ein Gebet überzugehen von solcher Innigkeit, von solcher Wehmut, von solch erschütternder Gewalt, wie wir, und gewiß viele mit uns, es bisher niemals auf der Kanzel gehört haben.

O, tönet fort, ihr süßen Himmelslieder,
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder.

Sechster Vortrag,*)

gehalten am Donnerstag, den 29. März 1860.

Ich glaube an ein ewiges Leben.

Diese Wahrheit will ich beweisen durch die Vernunft. Ich sage „durch die Vernunft". Nicht durch die heilige Schrift, denn da ist unter uns allen keiner, der das nicht weiß, daß auf jeder Seite derselben sie sich findet. Ich will also angeben die vernünftigen Gründe, die für diese Wahrheit sprechen. Ich finde diese Gründe 1) in der eigenen Natur des Geistes und 2) in seiner allseitigen Bestimmung.

I. In der eigenen Natur des Geistes. In einem früheren Vortrage haben wir gesehen, daß der Mensch nicht bloß einen Leib hat, sondern auch eine Seele. Der Leib ist eine zusammengesetzte Substanz. Jawohl! Doch N. N., gelehrter Arzt in Paris, leugnet das. Der Mensch, sagt er, ist gar nichts weiter,

*) Diese Predigt war im „Hannoverschen Kurier" mit folgenden Worten eingeleitet: „Es wird keiner Leitung bedürfen, um in den Mitteilungen des Paters Roh fortzufahren; aber eine Frage können wir doch nicht zurückhalten, die Frage: Worin besteht der Zauber dieser gewaltigen Beredsamkeit? Liegt bloß Talent, oder liegt noch etwas anderes zu Grunde? Und kann man durch bloße Kunst ein so gemischtes Publikum, kann man durch dasselbe wirklich Katholiken, Protestanten und Juden gleichmäßig mit fesseln, ergreifen, hinreißen — Pharisäer und Zöllner überwältigen? Man kann es nicht. Beredsamkeit ist eine Kunst, aber Beredsamkeit ist auch eine Tugend; sittliche Eigenschaften sind erforderlich, um so zu sprechen, wie der spricht. Er spricht — er liest nicht; er spricht — er singt nicht; er spricht — er faselt nicht; er spricht — er spielt nicht. Es ist nicht das Gedächtnis, welches hersagt; es ist nicht die Trägheit, die aus dem Aermel schüttelt; es ist nicht die Gelehrsamkeit, die doziert; es ist nicht die innere Verödung, die gähnt; — es ist der ganze Mensch mit Herz, Sinn und allen Kräften, der sich hingiebt vollkommen an den Inhalt, der den Mut hat, sich gegenüberzustellen jeder denkbaren Opposition, der, indem er die Worte vom Augenblick erzeugen läßt, jeden Einwand angreift, mit ihm ringt, und den Kampfplatz nicht verläßt, ehe er vor sich selbst und vor den Hörern dasteht als Sieger. Mit Ruhe, mit Ernst, mit Geistesgegenwart, mit dem vollen Bewußtsein von der Macht seines Feindes tritt er auf — aber er flieht nicht, solange noch einer sichtbar ist, und er entläßt seine Hörer nicht, bevor sie die Jubellieder auch gehört und an dem Tedeum teilgenommen haben."

Aehnlich spricht sich Beda Weber aus, wenn er schreibt: „Roh, ein geborener Walliser aus der westlichen Schweiz, bekannt als Mann voll Geist und Mut, ist als Grenzer in französischer, italienischer und deutscher Sprache gleich fertig, im geselligen Leben überaus liebenswürdig und trotz seiner dogmatischen Schärfe und Präzision die kindlichste Seele von der Welt. Man kann ihm nicht in die schalkhaften Augen blicken, ohne gerührt und erbaut zu werden durch die frische, unbefangene Tugendlichkeit dieses redegewaltigen Geistes. Roh ist die lebendige Dogmatik der katholischen Kirche, welcher es trefflich versteht, aus ihren schwindelnden Höhen herabzusteigen und praktisch in die Menschenseele sich einzu-

als eine Verdauungsröhre. Nun, einem Arzt, der das sagt — ich wenigstens möchte meinen Leib ihm wahrlich nicht anvertrauen. Doch Herr Vogt, Freischärler in der Religion wie in der Politik, und Herr Moleschott, großer Professor an einer großen Universität, — sie ergänzen jenen Arzt; sie sagen: „der Mensch **ist**, was er **ißt**." Sehr schön! Wie leicht ist da die Welt zu verbessern! Da giebt man ganz einfach dem Jähzornigen Taubenfleisch, und sofort ist es die zarteste Seele; dem Hasenfuß giebt man Löwenmark und Bärenfleisch: — er ist augenblicklich von aller Feigheit kuriert; und was den Herrn Vogt betrifft, wenn er wirklich ist, was er ißt, — nun, ich glaube, dann besteht wohl seine Hauptspeise aus Ochsenfleisch. Vortreffliches Rezept! Attestiere hiermit den Empfang desselbigen, ausgestellt unter der Firma: Professor ordinarius. Nein! Dann sage man doch wenigstens ein Kraftwort, das die Meinung wirklich ausdrückt. Aber tot ist nicht tot. Es giebt überhaupt, selbst in der zusammengesetzten Substanz, gar nichts, was wirklich vernichtet werden kann. In all den Jahrtausenden ist auch nicht um einen einzigen Gran der

leben gegen den Unglauben und die Gebrechen der Zeit. Er treibt an diesem unbezwinglichen Felsen die Gemse hinaus auf die äußerste Kante mit dem unerbittlichen Jagdruf: Ergieb dich oder stirb! Männern, die nie weinten, trat die stürzende Thräne ins Auge bei dieser furchtbaren Konsequenz der Wahrheit, die alle Grundfesten des Lebens erschüttert. Die Logik ist es nicht, die das thut, sondern der geniale Geist, welcher mit der Wahrheit im Wissen und Leben eins ist und die überwältigende Feuersäule aus der tiefen Ueberzeugung der Seele steigen läßt. Und diese Ruhe, welche sich nie übereilt, diese Unverfänglichkeit, welche sich nie verwickelt, dieses Auge, das wie ein Aar über den majestätischen Redestrom hinschwebt, diese letztere Steigerung, welche ausfährt, wie die Spitze eines Ulanenregiments zum Entscheid der Schlacht, dieser allerletzte Ton der Stimme mit dem Amen, das in tausend Herzen wiederklingt: alle diese tausend Einzelheiten sind es, die den Redner machen und des Eindruckes auf die Gemüter gewiß sind. Roh ist Donner und Blitz auf die verdumpfte Schwüle der lasterhaften Gesinnung, er verschmäht nicht den Humor, den Sarkasmus, weil er die Menschennatur mit allen möglichen Mitteln aus der Hölle des Zweifels locken will, und thut es der Schrei des Löwen nicht, so kräht der Hahn, fabuliert der Star und hackt der Baumspecht. Pater Roh hat durchlebt die Kirchen- und Religionsgeschichte, die er sich angeeignet. Er hört das zarte Pflänzchen wachsen zu Jerusalem und Nazareth, und küßt jeden neuen Keim der Thatsachen und jedes Schwanken der jungen Zweige, welche ihn gastlich in ihr Laubdach nahmen. So ist er organisch mit ihnen fortgewachsen und fast unvermerkt in der höchsten Krone des vollendeten Stammes, wo im Strahle des Sonnenlichtes die köstlichsten Früchte duften. Da kann er sich wiegen und schmiegen nach allen Seiten, und spielen mit den Jungen der Nachtigall und trinken den reinsten Strom der Luft. Und wenn es wettert und braust, ist der Donner sein Zeltgenoß und der Blitz sein Hausfreund. Deshalb trägt sein Erscheinen unter uns ein so gesundes und unverblaßtes Aussehen, deshalb ist er furchtlos und ergreifend; in der Geschichte ist er ein Berghirte, der seine Schafe nicht zählen kann, so zahlreich sind sie; eine Art wandernde Feldbibliothek mit allem Apparat für die Bedürfnisse des Augenblicks, keines Stillstandes fähig, fleißig, wie ein Kandidat zur Amtsprüfung und demütig sammelnd wie das Kind auf der Wiesenflur."

Erdball leichter geworden. Die Chemie weiß es sehr wohl, daß sie Körper wohl mischen, aber durchaus nicht vernichten kann. Den Diamant kannst du zerreiben, aber statt seiner hast du Staub. Das Tier kann die Pflanze fressen, aber es assimiliert sie seinem eigenen Leibe. Der Mensch verzehrt das Tier, aber er inkorporiert es dadurch seinem Körper. Das Saatkorn legst du in die Erde, aber es entsteht daraus ein schönes Gewächs. Die häßliche Raupe verpuppt sich, aber bald fliegt ein schöner Schmetterling empor. So ist es in der materiellen, zusammengesetzten Welt. Alles in ihr repräsentiert eine göttliche Idee. Wir schreiben mit Tinte, aber Gott schreibt mit Welten. Und Gott ist die ewige Wahrheit. Seine Worte vergehen nicht, Gott lügt nicht. — Wenn aber schon zusammengesetzte Substanzen nicht vergehen, — wie viel weniger einfache! Einfach ist der Geist. Dein Denken, dein Wollen ist überall dasselbe, an jedem Orte, in jeder Zeit. Du bist du. Was du willst, das willst du, weil du es willst. Du hast einen freien Willen und ein Bewußtsein davon. Darum kannst du wählen, darum ist unter den Menschen ein Fortschritt möglich. — Anders beim Tiere. Die Schwalbe baut ihr Nest, die Biene baut ihre Zelle heute geradeso wie vor tausend Jahren. Aber der Mensch erfindet täglich Neues. Du hast also einen Geist, und dieser Geist ist eine einfache Substanz, und deswegen unvertilgbar. Kann er nicht existieren ohne Werkzeug? Ohne die Sinne? — Aber Gott siehet doch! Wo ist denn sein Auge? Er hört! Wo ist denn sein Ohr? — Kannst du deswegen auch auf freiem Felde nur durch ein Fenster sehen, weil du's in deinem Hause so gewohnt warst?

II. Ich finde die Gründe für ein ewiges Leben in unserer allseitigen Bestimmung. Wir haben ein Erkenntnisvermögen, ein Bedürfnis nach Wahrheit, und dies Vermögen sehnt sich nach Befriedigung. Wir wollen Gott erkennen, vollkommen erkennen als Schöpfer in allen seinen Werken. Aber wie viel davon erkennen wir denn in diesem kurzen Leben? Die Erde ist ein Atom gegenüber den Myriaden von Gestirnen, und selbst von der Erde, — wie viel erkennen wir denn davon? Man frage die Naturforscher — sie sind's selbst, die uns darauf die beste Antwort geben. — Wir haben auch ein Begehrungsvermögen, einen Willen. Wir wollen selig sein, und dieser Wille ist unersättlich. Gott ist die Liebe; meint ihr, er habe deswegen uns geschaffen, um diesen Willen zu befriedigen? — Gott ist ein Gesetzgeber und heiliger Richter; meint ihr, er wolle nicht die Tugend belohnen, das Laster strafen? Und warten wir wirklich nicht auf einen neuen Himmel und auf eine neue Erde, in der Gerechtigkeit wohnt? Oder wohnt schon hier die Gerechtigkeit?

Wird schon hier das Laster bestraft? Jawohl! Einen Menschen, der fünf Groschen gestohlen hat, den bestraft man wohl; — „kleine Diebe hängt man“, aber wie steht's mit den großen? Wie mit dem, der ganze Provinzen, ganze Länder annektiert? Die großen Verbrecher bleiben straflos. — In der That, das Wort: „Tot ist tot, es giebt kein ewiges Leben!“ das ist so recht eigentlich das Evangelium der Schurken, und käme ein Engel vom Himmel und verkündete dieses neue Evangelium: — ich glaube, sie würden es mit großem Danke acceptieren; die Hölle aber würde triumphieren und — weinen würdest du! — Doch auch die Belohnung für die Tugend bleibt hier aus. Oder ist vielleicht die Ehre eine Belohnung? Der Ruhm bei der Nachwelt? Ein Standbild? Ich gebe für ein Standbild nicht einmal meinen Leib, aber noch viel weniger meine unsterbliche Seele. — Also nur im Jenseits können unsere Bedürfnisse erfüllt, kann unsere Bestimmung erreicht werden; wer das nicht festhält, der hat in diesem armen, armen Leben in der That gar keinen Halt, und wundern können wir uns nicht, wenn da heute hier, morgen dort jemand, weil die sogenannten Gelehrten seinen Glauben an ein ewiges Leben ihm vernichtet haben, seinem zeitlichen Leben freiwillig ein Ende macht. — Ja, entsetzliche Menschenfeinde, grauenhafte Menschenmörder sind die „Gelehrten“ dieser Art; sie haben es zu verantworten, sie tragen die Schuld. Ich klage sie an deswegen, hier an dieser Stelle, vor den Menschen und vor Gott. — Trauet ihnen nicht, glaubet ihnen nicht! haltet fest die alte Wahrheit: „Es giebt ein ewiges Leben.“ — Amen.

Siebenter Vortrag,

gehalten am Freitag, den 30. März 1860.

Was der Mensch aussäet, das wird er ernten.

Wir überzeugten uns gestern von dem Dasein eines ewigen Lebens. Wir bewiesen dasselbe 1) aus der eigentümlichen Natur der Seele und 2) aus ihrer allseitigen Bestimmung. Es giebt also ein ewiges Leben. Aber in einem früheren Vortrage lernten wir Gott kennen als einen Gesetzgeber, als einen heiligen Richter. Die Tugend wird ihren Lohn haben. „Ich werde übergroßer Lohn sein“, sagte Gott zu Abraham, und Paulus, der Auserwählte, dem es einst vergönnt war, schon hier auf Erden einen Blick zu thun in den Himmel, Paulus sagt uns, daß die menschliche Sprache auch nicht entfernt ausreicht, um, auch nur annähernd,

die Größe dieses Lohnes, die Allgewalt dieser Seligkeit zu schildern. Aber, christliche Zuhörer! diese Seligkeit wird nur denjenigen zu teil, die ihn, die Gott lieben. Wie dagegen wird es der Seele ergehen, die von Gott sich abgewendet hat? Ihr sagt: „Das weiß niemand, es ist noch niemand dort hinauf-, niemand dort hinabgestiegen und wiedergekommen“. Nun wohl! Aber ist denn schon jemand in die Sonne, ist schon jemand in den Mond hinaufgestiegen? Und doch wissen von diesen Weltkörpern unsere Astronomen gar vieles. Und dazu ist es nicht mal wahr, daß niemand dort gewesen und wiedergekommen sei. Der Sohn Gottes, der Schöpfer des ewigen Jenseits wie des zeitlichen Diesseits, er, der dort gewesen ist, er giebt uns Anhaltspunkte genug, um ein Wissen zu haben über das Jenseits. Lieber Zuhörer! es handelt sich hier in der That nicht um schauerliche Phantasiegemälde, — ich gehe wahrlich darauf gar nicht aus, in euch nichts weiter zu erzeugen, als einen augenblicklichen Rausch, ein schnellvergängliches Strohfeuer — nein, es kommt hier an, bei euch und bei mir, einer ernsten Frage gegenüber, auf eine ganz eigentümliche Gemütsverfassung, auf die ruhigste Vernunft, auf das kälteste Blut.

Um das Ende unseres Weges zu erkennen, dazu haben wir drei Dinge ins Auge zu fassen:

1. Christus übertreibt nicht, denn Christus lügt nicht — eine Uebertreibung aber ist immer eine teilweise Lüge.

2. Dem heiligen Gotte, der die ewige Liebe ist, kann es offenbar kein Vergnügen machen, durch eitle Schrecknisse uns zu foltern.

3. Wenn Christus mit Menschen spricht, so kann auch nur in Menschensprache er sich ausdrücken.

I. „Sie sind hinausgestoßen in die äußerste Finsternis, wo sein wird Heulen und Zähneknirschen.“

In die äußerste Finsternis! Wie entsetzlich! Wie bedauern wir den Blindgeborenen, wie den lebendig Begrabenen, der wiedererwacht und eingesperrt sich findet in der Finsternis! Und nun gar ewige Finsternis! Zum Sehen, zum Erkennen sind wir geboren; schauen sollten wir Gott von Angesicht zu Angesicht und alle Werke seiner Schöpfung, und statt dessen nichts sehen, nichts erkennen! Beraubt aller Güter, die uns Gott gegeben, die für uns er geschaffen hat; beraubt Gottes selbst, beraubt durch eigene Schuld. Welche Sprache ist fähig auszumalen, was das sagen will: Verlust Gottes? Gott ist das höchste Gut. Was ist ohne ihn alles Erschaffene? Der König Salomo hatte auf der Welt genossen, was nur zu genießen ist: — „Eitelkeit der Eitelkeiten“ ist sein letztes Wort: „Es giebt kein Gut außer Gott“. Au-

gustinus hatte es nicht besser gemacht — er lehrt schließlich dasselbe. Was sollen wir denn sagen über die, die ihn werden verloren haben? Alle Worte in dieser Beziehung, sie wären ja nur ein Kindeslallen gegenüber der entsetzlichen Wahrheit dieses äußersten Elendes.

II. „Weichet von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, welches bereitet ist für den Satan und seine Engel.“

Schreckliches Wort! Um so schrecklicher, wenn wir bedenken, daß es herrührt von dem Gott, der Mensch ward, der am Kreuze starb, aus Liebe für uns starb, — und dessen Liebe verhöhnt, verschmäht, zurückgewiesen ward. — In das ewige Feuer! Was ist Feuer? Kein Chemiker, und wäre er auch noch so gelehrt, kann uns sagen, was eigentlich Feuer ist. Du kannst jedem Steine es entlocken; es ist überall. Ja es brennt in deinen eigenen Eingeweiden als Leidenschaft! Und nun gar der Kampf aller Leidenschaften! Der unbefriedigten, der nie gesättigten Leidenschaften! Ja gewiß ein gewaltiges Feuer — ein loderndes Feuermeer — und dieses Feuermeer ohne Stoff, ohne Organ, ohne Objekt — denn du bist allein, deine Seele allein, und sich selbst gegenüber und abgewandt, mit Bewußtsein, mit Absicht, aus freiem Entschlusse abgewandt von Gott. Denn das ist die Sünde, einmal eine Abwendung von Gott; dann eine Hinwendung zur Kreatur. Aber diese Kreatur, dort steht sie dir nicht mehr zugebote, du kannst deinen Haß, deinen Zorn, deine Lästerung nicht mehr an ihr auslassen, du kannst kein Wüterich mehr sein — deine Waffen sind dir genommen. Wenn ich mir denke, ich hätte eine Familie gegründet, sie wächst heran, ist tugendhaft: — welche Freude wird mir, so denke ich mir, selbst im Himmel jeder Enkel und Urenkel sein, der dorthin mir folgt! Es geht euch auch so; ich kann es nicht beweisen, aber ich appelliere an euer Herz. Aber nun umgekehrt. Ich hätte, nehme ich an, nicht bloß selbst gefrevelt, ich hätte auch andere auf Erden verführt, in die Sünde, in das Laster, in das Verderben gestürzt: — o wie entsetzlich dann dort jeder, der dorthin mir folgt!

III. „Ihr Wurm stirbt nicht.“

Die Alten hatten eine Sage von Prometheus, dem ein unsterblicher Geier täglich die Lunge fraß. Ich denke mir, schon darin spricht sich die Ahnung aus von der Folter eines bösen Gewissens. Nein, dieser „Wurm“ stirbt nicht. Du kannst ihn nicht vernichten; er kommt immer wieder: der Leichtsinn, der Zweifel, das Räsonieren hilft nicht. Du versuchst es. Du machst dir einen neuen Katechismus. Du konstruierst dir einen neuen Gott — es hilft nicht. Da greifst du denn zur Flasche, nach Wein,

nach Bier, nach Schnaps, — ich darf das sagen, ich kenne das menschliche Herz, — und so macht man sich zum Vieh, weil es zu hart ist, ein Mensch zu sein mit der Sünde im Gewissen. Das ist der Weg. So geht der Glaube fort, und nicht durch Wissenschaft. Nein, nein, nein! Noch nie durch Wissenschaft, sondern durch das von Sünden durchlöcherte Herz. — Und nun gar dort! Dort hast du keine Zerstreuung. Dort ist Zeit zum Nachdenken — — — Es ist genug. — Es sei genug! — Ich am wenigsten will es ausmalen. — Noch haben wir Zeit zur Buße, zur Umkehr, zur Besserung.

Und hier nun können wir dem Redner nicht weiter folgen. Den Worten: „Es ist genug" ging eine Pause vorauf, so still, daß man eine Nadel hätte können fallen hören. Es war in der That genug. Die Stimmung, die da hatte erzeugt werden sollen, sie war da, der Sieg war errungen, und der Redner konnte jetzt den letzten Rest seiner Kraft verwenden für ein Gebet, von dem wir unsererseits nichts sagen wollen, für das wir uns aber beziehen auf das Urteil der Tausende, die es gehört.

Achter Vortrag,

gehalten am Sonnabend, den 31. März 1860.

Die Verworfenen werden leiden Tag und Nacht, die ganze Ewigkeit.

Das der heutige Text. Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang. Der Weisheit Anfang, nicht deren Ende. Das Ende ist die Liebe Gottes. Aber zur Liebe Gottes kommen wir nicht anders, als durch die Furcht. Die Kirche, lieber Zuhörer, unterscheidet unter den Menschen drei Klassen. 1) Die vollkommen Reinen, d. h. solche, die nach der Taufe niemals wieder die göttlichen Gebote übertreten haben. Die Zahl dieser unter den Erwachsenen, wenn sie da ist, ist jedenfalls sehr klein. 2) Solche, die mit voller Erkenntnis und Absicht sich von Gott abgewendet haben und — wohlgemerkt! — einschließlich bis zum letzten Atemzuge in dem Unrecht verharrten ohne Reue, Buße und Anschluß an Christus. Möchte die Zahl dieser aus nur einem einzigen bestehen! 3) Solche, die auch nach der Taufe wieder sündigen, deren Sünde aber keine Todsünde ist. Beispiel: Die Scherzlüge ist unstreitig eine Sünde. Aber willst du behaupten, daß sie unausbleiblich die ewigen Höllenstrafen nach sich zieht? Der Erlöser spricht von „Sünden, die nie werden vergeben werden, weder im zukünftigen, noch in diesem Leben". Folge: Es giebt auch Sünden, die vergeben werden in diesem und in dem zukünftigen Leben. Ich sage: „Und in dem zukünftigen Leben". Die Bibel spricht von einem Seligwerden durch Feuer. Mark. 1, 12 weist uns hin auf einen Mittelzustand

in einer Weise, daß daraus hervorgeht, daß wir auch für die Verstorbenen noch beten dürfen, daß sie von ihren Sünden erlöst würden. Der Erlöser sagt: „Nichts Unreines geht ein“. — Nun, du warst noch nicht rein, als du starbst, aber du hast Gott geliebt, seine Gebote lagen dir am Herzen, die Heiligung hast du fortwährend gesucht — willst du bleiben, wo du bist? Nun wahrlich! in die Hölle werfen wir nicht jedermann hinein. Wir machen einen Unterschied, wir unterscheiden zwischen Sünde und Sünde. Wir kennen läßliche Sünden, aber wir kennen auch Todsünden. Von der letzteren nun, von der Todsünde und ihren unausbleiblichen Folgen, sprechen wir heute. Wir sagen

1) ihre Strafen sind ewig, um gerecht zu sein, und

2) sie sind ewig, weil sie notwendig sind.

I. Die Strafen der Todsünde sind ewig, um gerecht zu sein. Die Strafe muß im Verhältnis stehen zu dem Verbrechen. Das aber thut sie nicht, wenn sie nicht ewig ist. Oder willst du die Zeit der Sünde zum Strafmaß machen? Einen Mord z. B., du kannst ihn in wenigen Minuten vollbringen — soll deswegen auch die Strafe nur wenige Minuten dauern? Nein! Nicht auf die Zeit kommt es an, die zur Vollbringung einer Sünde notwendig war; sondern ihr inneres Wesen ist der Maßstab. In der Sünde, der erkannten und dennoch gewollten und festgehaltenen Sünde liegt ein unendliches Verbrechen. Sie war nicht möglich ohne die Verachtung Gottes, des unendlichen Gottes. Sie war so recht eigentlich ein Attentat zur Vernichtung Gottes. Ein Attentat, sage ich, denn du konntest es nicht ausführen, Gott war dir zugänglich. Aber du wolltest es ausführen. Der Dieb z. B., der hundert Thaler stahl, — sagte er damit nicht: diese hundert Thaler sind mir mehr wert, als Gott? — Die Sünde ist also Abkehr vom unendlichen Gott. Aber du hast diese Abkehr unternommen; du bist gewarnt, aber du wolltest nicht umkehren. — Nun wohl! die Kugel, die links geschossen, wird auch links hinfliegen — sie behält ihre Richtung; was geschehen ist, das geschah für immer; das Verbrechen war unendlich schwer, die Strafe dafür muß auch unendlich sein; was ihr an Schärfe abgeht, das muß die Dauer ersetzen.

II. Die ewigen Strafen der Todsünde sind notwendig. Wir haben Gott als einen Gesetzgeber kennen gelernt. Jedes Gesetz, auch das göttliche, bedarf einer Sanktion. Diese Sanktion liegt in der angedrohten, aber auch ausgeführten Strafe für den, der gesündigt hat, bis zum letzten Atemzuge. Sie trifft also den, der im letzten Akte seines Bewußtseins dennoch gegen Gott steht, ohne Reue, ohne Buße, ohne Sühne. Wer so vor dem Throne Gottes erscheint, wer so die Linie überschreitet

zwischen dem Diesseits und Jenseits — ja, für den heißt es: „Wohin der Baum fällt, da bleibt er liegen". Ob ein solches Hinüberschreiten vorhanden ist? Ich weiß es nicht. Aber daß es möglich ist: wer kann es leugnen? Die Geschichte zeigt uns solche Beispiele von Verstocktheit, wo die Zeit nicht blieb zur Bekehrung. Die Sünde, einmal erwählt, wird immer stärker; sich ihr wieder zu entziehen, immer schwerer. Der Trunkenbold z. B., er möchte sie aufgeben, aber er mag nicht, er wollte wohl, aber er will nicht. Er kennt all das Unheil, das er anrichtet; er weiß, daß er zerstört seine Habe, seine Ehe, seine Vernunft, — aber er läßt nicht ab. Ja, auch das Gebet hört auf: „Ich betete nicht", sagte Augustinus, „denn ich fürchtete erhört zu werden." So wird die Sünde mächtig und immer mächtiger, bis es zu spät ist, bis es heißt: Es giebt für die Verdammten keine Zeit zur Buße. Zur Buße! Schmerz empfindet auch das Tier; es stöhnt, wenn es leidet, — aber kein Mensch nennt das Reue. Und doch ist Reue noch keine Buße, keine Sühne, keine Genugthuung, die wir nur haben können vereinigt mit der Genugthuung Christi, der an unserer Statt wirklich genug that, den aber wir nur haben durch die Taufe, durch die Buße, durch die Sakramente. Die Sakramente sind nur hier auf Erden, — für die Verdammten giebt es ja keine Sakramente mehr, „es ist keine Zeit mehr" — die Ewigkeit hat angefangen. — Und dazu kommt, daß jedem Laster eine fehlende Tugend gegenübersteht, jedem nicht erfüllten Gebote ein zu erfüllendes. Wie willst du es nachholen ohne Leib? Denn für die reinen Geister gilt ein anderes Gesetz, als für die Erde. Töten, die Heiligkeit der Familie verletzen — du kannst es nur hier. Also wann willst du die Tugenden nachholen? „Jetzt ist der Tag", sagt Christus, „es kommt die Nacht, da niemand mehr wirken kann." So steht es. Es hat dieses Leben sein Ziel. Und dagegen gilt nichts jene Sentimentalität, jenes süßliche Liebesgelispel im leichtfertigen Salon: „Ach! Gott ist ja barmherzig; er hat so oft vergeben, er wird auch dort noch vergeben. Es ist noch immer Zeit." Jawohl, lieber Zuhörer, ich wollte einstimmen in diese Auffassung, sehr gern, wenn — sie wahr wäre. Könnte ich die Hölle zuwerfen, ach, wie gerne! Was wäre mehr die Aufgabe eines Dieners der Religion! Aber sie ist nicht wahr. Ich habe die Hölle nicht gemacht. Meine Worte werden sie auch nicht zerstören. Deine auch nicht. Darum fürchte sie. Schließe die Augen nicht zu vor diesem Abgrunde, um desto sicherer hineinzufallen. Mache es nicht wie der Vogel Strauß. Blende dich nicht selbst. Blende auch nicht deine Mitmenschen. Sei nicht so grausam gegen sie. Das wäre keine Liebe, keine Barmherzigkeit. Nein, das wäre Verrat, furchtbarer Menschenhaß. — Du sagst: „Aber kann Gott,

der barmherzige Gott, die Menschen unendlich quälen?" Nein, nein, nein! Nicht Gott quält sie — Gott hat den Tod nicht gemacht, die Sünde nicht gewollt, die Hölle dir nicht bestimmt: „Du warst es selbst". Du wolltest kein Bekenntnis, du wolltest keine Reinigung. So hast du deine Sünden behalten, und behalten sind sie jetzt in deinem unsterblichen Bewußtsein, — und das ist die Hölle! Denke dir nicht Gott dort thätig. Du bist allein. Du hast, was du wolltest — Gott respektierte nur deinen freien Willen. Er hat geschworen: „Ich habe kein Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß er sich bekehre und lebe. Warum kehret ihr nicht zurück? Bin ich nicht euer Gott?" Hat uns Gott etwa heimtückisch überraschen wollen? Nein! wir sind gewarnt. Das Herz, die Vernunft, das Gewissen, die Kirche und deren Diener — alle haben gesprochen — nur du, du verstopftest deine Ohren. Du selbst bist schuld.

Sei deswegen barmherzig! Barmherzig gegen dich! Verzweifle nicht — und hättest du allein so viel gesündigt, wie Tausende zusammengenommen, verzweifle nicht. Aber thue Buße, halte die Gebote, entstelle deine Seele nicht. Rede dir die Wahrheit nicht aus, benutze die Zeit, noch ist es Zeit. Wende dich zu Christus, halte dich an Christus. Er ist der Heiland. — Amen.

Neunter Vortrag,

gehalten am Sonntag, den 1. April, vormittags.

Ueber Wissen und Glauben.

Text: Hebr. 11, 1. „Es ist der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet."

(Nachdem der Redner den Inhalt der bisherigen Predigten angegeben hatte, erinnerte derselbe zuletzt daran, wie als Resultat die Wahrheit sich ergeben, daß wir mit unseren Sünden ewige Strafen verdient haben.)

„Wer erlöst uns? Wir selber können es nicht. Gott thut es. In das Reich seiner Gnade müssen wir eintreten. Aber die Grundlage aller unserer Hoffnung ist der Glaube, als ein greifbares Unterpfand dessen, was man nicht sieht." „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen." „Der Gerechte lebt aus dem Glauben." So die heilige Schrift. Aber gleich hier schütteln nun viele den Kopf. Weshalb? Weil sie wähnen, es solle der Mensch um seinen Verstand gebracht werden, um seine Vernunft, um sein höchstes Gut. Es werde verlangt, daß er nichts mehr

erkenne. Er solle hinausgeschleudert werden in ein unbekanntes Land, in die volle Finsternis, in die leere Abenteuerlichkeit. — Nun, wenn das wäre, wenn das Glauben sein soll — ich selbst wollte dann nichts wissen vom Glauben. Selbst den kleinsten Finger hat Gott geschaffen für einen bestimmten Zweck, und nun sollte es anders sein mit dem kostbarsten Gute, mit der Vernunft, dem Verstande? Niemals! Es giebt keinen Glauben, der mit der Vernunft in Widerspruch stände. Beides kommt von Gott; Gott kann sich selbst nicht widersprechen. Berichtigen wir also unsere Begriffe. Nur der Teufel fischt im Trüben.

Was ist also Glauben? Glauben ist, etwas, das man selber nicht gesehen, für wahr halten auf das Zeugnis, die Bürgschaft, die Aussage eines andern. Ein Beispiel: Ich war nie in London — dennoch weiß ich, daß es eine große Stadt ist; ich glaube es. Glauben ist: etwas wissen durch einen andern. Wissen heißt: sich selber glauben. Glauben ist also unmittelbares Wissen. Da ist kein Unterschied. Aber zwischen dem Glauben und Glauben selbst ist freilich ein Unterschied, und zwischen dem Wissen und Wissen. Gar mancher rechnet falsch. So glaubt auch mancher falsch. Das ist der Afterglaube, der Aberglaube. Du glaubst da ohne Grund. Dein Glaube hat kein Fundament. Das ist eine Sünde gegen deine vernünftige Natur, eine Schändung deiner Vernunft. Der Glaube muß der Garantie angemessen sein. Wenn jemand die Wahrheit kennt, die Wahrheit liebt, die Wahrheit sagt, dem mußt du glauben. Ein solcher Glaube ist vernünftig. Du müßtest sonst auf jedes Wissen verzichten. Denn bei allem Wissen mußt du glauben — fremden Berechnungen, fremder Einsicht, fremden Augen. Das Gebiet des Wissens ist viel zu groß, als daß du nur auf dich selbst dich verlassen könntest. Traust du nun aber seinen nicht, warum denn deinen eigenen? — Wer von keinem Glauben wissen will, der kann auch von keinem Wissen reden. Der Glaube ist der Anfang und die Vollendung unseres ganzen Wissens.

I. Der Anfang. Was wußte das Kind in der Wiege? Welche Philosophie brachte es mit? Es hat geweint. Und darauf hat es geglaubt — geglaubt an die Autorität der Eltern — so ist es erzogen. Die Vernunft will großgezogen werden durch den Glauben. Weiter die Schule. Wir trauten dem Lehrer, wir glaubten ihm. Er hat uns nicht erst weitläufig bewiesen, daß A der erste, Z der letzte Buchstabe ist; daß 1mal 1 gleich 1 wirklich ist. Wir haben es ihm auf sein Wort geglaubt. Jawohl! wärest du von Natur wirklich so stolz, so eitel, so unvernünftig, wie jetzt im Alter — du säßest noch auf der Schulbank — und du wärest der Letzte. — Der Glaube ist also der Anfang alles Wissens, aber

II. Der Glaube ist auch die Vollendung alles Wissens. Kein Mensch untersagt alles selbst. Wollen wir etwas Ordentliches leisten, so beschränken wir uns auf einen einzelnen Zweig des Wissens, in den übrigen müssen wir uns behelfen mit Glauben. So macht es jeder wahrhaft Gebildete. Freilich, es giebt auch andere, die haben ihre eigene Weisheit, haben sie allein — sie doktieren selbst. Resultat: Pfuscher in allem! Sie verwirren dadurch ihre Rechtsverhältnisse, sie ruinieren dadurch ihren Leib. Demnach ist es schon in irdischen Verhältnissen besser, ich glaube, als daß ich mir zu viel Wissen zutraue. Ein „Gelehrter" ist ja einer, der etwas gelernt hat. Nun wohl! Lernen heißt: von einem andern empfangen; Lernen ist eine Uebung des Glaubens. — Das ist wahr in Beziehung auf die alltäglichen Forderungen des Lebens — um wie viel mehr in Beziehung auf die göttlichen! Zwischen dem vernünftigen Glauben und dem göttlichen ist noch ein unendlicher Abstand. Denn wo ist der Mensch, der nie irren kann? Wo ist der, der die Wahrheit so liebt, daß er nie lügt? Wir finden ihn nicht. Das kann nur Gott. Die größte Unvernunft wäre demnach, gegen den göttlichen Glauben sich höhnend, verachtend, spottend zu verhalten. Es fragt sich also nur: Hat Gott gesprochen? — Ja oder nein? — Ist es mir bewiesen, klar, evident bewiesen, ja freilich, dann muß jeder Zweifel schwinden. Also ja oder nein? Ich sage: Gott hat wirklich gesprochen. Er hat eine religiös-sittliche Ordnung auf übernatürliche Weise offenbart, geordnet, fest bestimmt. Treten wir nun an die Wiege des Menschengeschlechts, wir sehen: Gottes Unterricht hat die Menschheit großgezogen, Gott ist der Schöpfer des Leibes, aber auch des Geistes. In welchem Zustande denkst du dir unsere Stammeltern? Etwa in dem jetzigen der hülflosesten Kindheit, wofür es aber jetzt auch Pfleger, Eltern giebt? Und in diesem Zustande hätte nun Gott, gleich einer unnatürlichen Mutter, den Menschen — sein Ebenbild! — verlassen? — Oder vielleicht eine Art Mittelzustand: körperlich vollendet, geistig ein Kind? Kretinen also, zwei Kretinen. Nein, niemals. Vollkommen an Leib und Seele waren die ersten Menschen — geistig reif. Sie waren Gottes Werk. Ihr intellektuelles Leben kein Irrtum. Gott war für sie Vater und Mutter. Er ward auch ihr Erzieher. Er erzog Noah durch Abraham 2c., bis er endlich die ganze Fülle der Gottheit körperlich in Christus uns mitteilte, indem er für die Zeit der Offenbarungen Gottes abschloß — alles uns sagte, was für diese Erde uns not that bis zur Aufnahme in den Himmel. — Worin hat dieser Unterricht bestanden? Er brachte die Wahrheit, das Ziel, den Weg, das religiös-sittliche Gesetz vor allem. Aber auch alle Kunstfertigkeit! Die Ceres, der Vulkan, die Arachne

der Alten — es sind Personifikationen der Gottheit, welche auch die Kunst, die Gewerbe uns brachte. Es liegt in diesem Glauben der Griechen die Ahnung der Wahrheit, daß auch diese Dinge von Gott den Menschen gelehrt wurden. Wohin sind die Menschen gelangt, nachdem sie von diesem Glauben abgewichen sind? Welche unbegreifliche Tollheiten enthält ihre spätere Mythologie? Die Chaldäer, die Griechen und die Römer schützte ihre sonstige Klugheit nicht vor diesem Wust. Ihre „Weisen" aber, ein Pythagoras, ein Plato — sie sammelten die Trümmer der alten Wahrheit; sie — wahre Weise und nicht solche, wie die heutigen bei einer Tasse Thee und Cigarre — sie glaubten nicht, daß der Mensch die Wahrheit mache. Sie suchten die Wahrheit. Darum machten sie große Reisen, sie besahen sich die Wiege des Menschengeschlechts. Sie fanden auch viele Wahrheit. Darum erscheint uns Plato so schön, darum erstaunen wir über die so große Aehnlichkeit seiner Aussagen mit dem, was wir glauben. Die Trümmer der Wahrheit hat er gesammelt, und nur bei den Lücken hat er philosophiert, konjekturiert. Und darum der ungeheure Unterschied zwischen Philosophen wie Plato, Sokrates, Cicero einerseits, und gewissen Modernen, die ich nicht nennen mag, andererseits. Dort Bauen, hier Umstürzen! Ja, wahrlich! Plato würde sich heute entsetzen über die Gottlosigkeit der heutigen Philosophie, der antichristlichen Philosophie, der atheistischen Philosophie. Die alten Philosophen haben die tiefste Sehnsucht nach der Vollendung des vom Vater aufgegebenen Unterrichts. Im Gorgias des Plato bittet Alcibiades, der reiche, der leichtsinnige Alcibiades, den Sokrates, ihm doch zu sagen, wodurch er den Göttern wahrhaft dienen könne? Sokrates antwortet: „Lieber Alcibiades, das weiß kein Mensch. Nur die Gottheit weiß es, wie sie bedient sein will. Wir müssen warten, bis einer vom Himmel kommt, der uns belehre, wie wir Göttern dienen sollen." Alcibiades antwortet: „O, daß dieser denn käme, während ich noch lebe! An seinen Lippen wollte ich hängen, ihm mich hingeben ganz und gar!" Und darauf schildert dann Plato seinen Gerechten und Heiligen. „Er wird arm sein, verachtet und verfolgt von allen. Ja, ans Kreuz wird man ihn schlagen." — Man sieht: Plato hatte bei Moses etwas gehört. — Es ist klar: für das Göttliche können wir nur von Gott selbst großgezogen werden.

Darum mache dich nicht zum Unvernünftigen. Um Vernunft zu haben, mußt du Glauben haben. Das ist für deinen unsterblichen Geist der Naturtrieb, wie für das Kind die Mutterbrust. Dir sagt jemand: „Ich glaube nicht!" — Antworte ihm: „Dann weißt du auch nichts!" „Wir wissen das letzte Wort über keinen

Gegenstand", hat selbst Voltaire gesagt. Unser Wissen scheitert schon am Sandkorn, geradeso, wie Gott in einen Haufen Sandkörner eingerahmt hat den Ozean. Wir wissen nur, insofern wir glauben, und nur auf dieser Grundlage gelangen wir dereinst zum Schauen. — Amen!

Zehnter Vortrag,

gehalten am Sonntag, den 1. April 1860, nachmittags.

Das Verhältnis der Bibel zur Wahrheit.

„Deine Zeugnisse, o Herr, sind über alle Maßen glaubwürdig."

Der Mensch bedarf des Glaubens, damit er zum Wissen gelangt in menschlichen und in göttlichen Dingen, — das der Inhalt unserer Predigt heute vormittag. Von Anfang hat Gott die Rolle übernommen eines Erziehers des Menschengeschlechts, und wir haben eine Urkunde dieser großen Gottheit, insofern überhaupt das lebende Wort durch die toten Buchstaben aufgenommen werden kann. Diese Urkunde ist nicht nur die Offenbarung Gottes; sie beglaubigt auch dieselbe. Es ist die heilige Schrift, die Bibel. Der Unglaube mußte sich natürlich über sie hermachen. Er berief sich auf das Recht des Individualismus. Als falscher Rationalismus wollte er anfangs den Inhalt der Bibel festhalten, den Buchstaben aber wegräsonieren. Das hat in den Schulen die größten Absurditäten hervorgerufen. Es hat sich inzwischen gezeigt, daß dieser Standpunkt der natürlichen Erklärung ein ganz unhaltbarer ist. Der Rationalismus ging über in den Naturalismus, der Naturalismus in den Mythismus. Aus dem Christentume ward die „Mythologie der Hebräer". Diese Zeit ist vorübergegangen, viel schneller als die Autoren glaubten; denn mancher jener „Mythologen" lebt noch, sein System aber ist begraben. Ruhe den Toten, wenn ihnen Ruhe gebührt.

Ich möchte euren Glauben wieder befestigen, euer Herz trösten, indem ich einem jeden die heilige Schrift wieder ganz in die Hand gebe mit der Ueberzeugung, er habe darin wirklich Gottes Wort. — Ich will das thun, lieber Zuhörer, indem ich sie dir vorführe wie einen Zeugen, der vor Gericht abgehört werden soll. Sei du der Richter. — Ich führe euch also einen Zeugen vor, welcher behauptet, Gott habe wirklich die Religion offenbart. Gewiß! hier gilt es 1) seinen Charakter ins Auge zu fassen, seinen sittlichen Wert. 2) Forschet nach seinem Leumund. 3) Dann stellt die

Probe an; lasset durch Fachmänner den Thatbestand erheben über das, was er ausgesagt hat.

I. Der Charakter des Zeugen. Wenn ein Zeuge sich nie widerspricht, und würden ihm auch noch so viele Fragen vorgelegt; wenn dazu noch kommt, daß viele Zeugen sich zu einem einzigen Zeugnisse vereinigen, dann haben wir gewiß ein großes Mandat, ihm zu trauen. Dieser Charakter nun ist vorhanden in einem solchen Grade, wie es, rein natürlich, unmöglich ist. Zweiundsiebenzig Bücher sind da, verfaßt von ungefähr vierzig Schriftstellern, deren ersterer Moses, fünfzehnhundert Jahre früher lebte als der letzte, der Apostel Johannes. Während dieses Zeitraumes lebten zur Zeit fast immer nur zwei in jedem Jahrhundert. Ein Klub, eine Verschwörung, eine Verabredung war demnach unmöglich. Diese vierzig bildeten ein Buch. Ein Buch von solcher Bedeutung, daß es unter allen Völkern der Erde die Bibel, das „Buch" heißt. Statt dessen nehmt fünf Gelehrte — ich lasse euch die Auswahl, — nehmt sie aus derselben Universität, sperrt sie ein, sagt ihnen: Ihr bekommt nur Wasser und Brot, bis ihr ein System fertig habt, ein einziges System. Sie verhungern! In der Bibel ist die Einheit dagegen eine so vollkommene, daß sie eine göttliche genannt werden muß. Schon zur Zeit des Moses und noch zur Zeit des Johannes existierte ein Geist, der hatte einen Plan — der hat die Religion zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Sekretären in die Feder diktiert, dem Moses, dem Jesaias, dem Maleachi 2c. Nun, ein Geist, der alle Jahrhunderte überdauert, ist für mich ausschließlich der Geist der Wahrheit, der Geist Gottes.

Ein anderer Beweis, daß unser Zeuge wirklich eine Verkörperung ist der göttlichen Wahrheit, liegt in seinem Reichtum, in seiner Tiefe, in seinem unerschöpflichen göttlichen Gehalt. Myriaden von Geistern lebten von seinem Inhalt. Wie viele Bücher hat dieses Buch geboren! Geister ersten Ranges haben ihr ganzes Leben der Betrachtung, der ausschließlichen Betrachtung dieses Buches gewidmet. Aus diesem Schacht kann jeder Nachfolger die gleichen und größere Schätze holen. Echte Zivilisation ist daraus entquollen. Künstler wurden dadurch inspiriert zu den göttlichen Werken in Poesie, in Malerei, in Architektur. Sie brachte geistige Nahrung allen Völkern. Gepredigt ward aus ihr in vielen Teilen der Welt jeden Sonntag. — Ist sie erschöpft? Ist da nichts mehr zu holen? Wie die Sonne an ihrem Licht durch all ihr Leuchten nichts verloren hat, wie die Erde fort und fort die leibliche Nahrung giebt, geradeso giebt die Bibel die geistige. Ich frage die frömmeren Zuhörer unter euch: Ist es euch nicht begegnet, wie es täglich mir begegnet? — Ich finde immer etwas

Neues. Ich finde z. B. in gewissen Psalmen, die wir Priester täglich in unserm sogenannten Brevier beten, wenn ich mich bei der Andacht nur ein bißchen zusammennehme, reichliche Lehre. — Wie ganz anders ist das bei anderen Büchern! Es ist ja kaum noch Mode, ein Buch, ich sage nicht fünfmal, nein, zweimal zu lesen. — Und dabei haben diese Schriftsteller die größte Bescheidenheit, der Ton ist so einfach, oft wie Kindeslallen. Die Verfasser mehrerer Teile der Bibel sind nicht mal bestimmt. Sie haben also ihre Ehre nicht gesucht. Und brauchte sich doch keiner seiner Arbeit zu schämen. Es ging ihnen wie dem Thomas a Kempis, von dem man sagte, seine Bescheidenheit sei größer als der Stolz dreier Nationen. Während er sich nicht nannte, stritten sich diese darum, sein Vaterland zu sein. Er war ein guter Deutscher. Wenn sonst jemand einen guten Witz macht — er freut sich darüber; hatte er einen tiefsinnigen Gedanken, er weiß es. Wie ganz anders die heilige Schrift! Die Verfasser wußten, daß sie das Werkzeug Gottes waren, ohne Flitterwerk, ohne Zierat. Größte Einfachheit bei wahrer Majestät. Wahre Größe prangt nicht. Nur Gottes Zeugen besitzen sie.

Als dritten Charakterzug führe ich die Offenherzigkeit an. Jede andere Nation erhebt sich selbst. Die klassischen Völker nannten die anderen Barbaren. Die Geschichte Israels steht fürchterlich da. Schon mancher sagte: „Was ist das für ein entsetzliches Volk!" Woher weißt du das? Ihre eigene Urkunde hat so ehrlich alle Blößen aufgedeckt. Nicht nur ihrem Volk sagen diese Schriftsteller die Wahrheit ins Gesicht, sie sagen sie sich selbst. Moses sagt sich, seiner Schwester, seinem Bruder die Fehler. Die Apostel haben sich selbst gezeichnet, wie sie waren. Und sie haben ihre Worte mit ihrem Blute besiegelt. „Welchen der Propheten haben denn eure Väter nicht verfolgt?" — Und auch die Apostel litten den Märtyrertod. Wer solchen Zeugen die Wahrhaftigkeit versagt, der rede nimmer mehr von Wahrheit.

II. Forschet nach dem Leumund des Zeugen. Das Gesetz umwand die Israeliten, schnürte sie ein, kittete sie zusammen. Es ging bis in die kleinsten Details. Nie gab es eine Gesetzgebung, die so von allen Seiten her drückte. Es war notwendig, damit das Volk nicht zerflösse unter anderen Völkern. Das Joch war ein so schweres, daß Saulus sagen konnte: „Warum wollt ihr ein Joch auferlegen, das weder ich, noch unsere Väter tragen konnten?" Es lag im Interesse der Nation, zu wissen, ob die Urkunde authentisch sei. Seit achtzehn Jahrhunderten kann Israel die wesentlichen Punkte nicht mehr erfüllen, und dennoch, trotz aller Bedrückung, Verfolgung hält es fest an diesen Büchern als einer göttlichen Urkunde. Ja, Tausende dieses Volkes ließen

ihr Leben für dies Buch, während, bei Josephus, ein heidnischer Philosoph erklärt, daß seine Stammesgenossen für ihre sämtlichen Bücher nicht den kleinsten Finger opfern würden. — Und dazu noch eins. Das Volk trennte sich in Juda und Israel. Beide standen als Feinde sich gegenüber, aber diese Feinde stehen für einen in Beziehung auf die fünf Bücher Moses und Josua — die Haupturkunden des Alten Bundes.

Ich komme zum Zeugnis der Christen. Unserer Natur ist das Evangelium ein Joch. Natürlicherweise sind wir nicht Christen. Es muß mir also viel daran liegen, zu wissen, ob es authentisch ist. Bin ich bestochen? Habe ich einen Vorteil davon, zu sagen, es sei wahr? Nein! Wir zeugen gegen unser Herz. Wir verdienen also Glauben. Achtzehn Jahrhunderte legten dieses Zeugnis ab mit ihrem Blute. Tausende von Christen den römischen Kaisern gegenüber gaben lieber ihr Leben, als die Bibel. Und dennoch begreife ich leichter, daß jemand sich den Kopf abhauen läßt für sie, als daß es ihm möglich wird, sechzig, siebenzig, achtzig Jahre christlich zu leben — aus der Sünde, wenn er einmal ihr Opfer ward, sich wieder herauszuheben. Das christliche Leben, das ist das herrlichste Zeugnis für die Bibel. — Und sind die christlichen Völker etwa die dümmsten? Es sind die zivilisiertesten, die wissenschaftlich tüchtigsten.

Auch dem Zeugnis der Christen hat Gott eine Kontrolle angehängt. „Aergernisse", Häresieen sind gekommen, tausend Sekten entstanden, die sich bekämpften — leider! — auf Tod und Leben; und doch ward von allen Sekten eins anerkannt: die heilige Schrift ist eine göttliche Urkunde. Wer das leugnet, der wird zu den „Prätendenten" nicht mehr gezählt. — Dazu kommt die Kontrolle durch das Volk Israel. Es steht da, gleichsam einer Versteinerung vor den Augen aller Völker. Wir berufen uns auf die Bücher des Alten Bundes, denn sie sind die Grundlagen des Neuen. Es war notwendig, daß man sie nie bestreiten kann. Wäre ganz Israel übergegangen, man hätte sagen können: das ist eine abgekartete Sache. Jetzt dagegen sagen sie: „Moses ist wahrhaftig. Jesaias war wirklich Prophet. Die Bücher, die Texte sind echt. Wir haben sie unverfälscht erhalten." — Ein so kontrollierter Zeuge, ein so guter Leumund muß jeden beruhigen.

III. Erhebung des Thatbestandes über die Aussagen durch Fachmänner.

1) Die Geschichtsforscher. Forscher, nicht Macher. Sie fangen mit Moses an. Moses ist der Hauptzeuge für drei Jahrtausende.

2) Die Chronologen. Die übrigen alten Völker schreiben sich

ein fabelhaftes Alter zu. Die Aegypter, die Griechen nennen sich Erdgeborene. Moses dagegen erzählt die Geschichte vom Heber wie die von den übrigen. Es ist die rühmliche Bescheidenheit der Wahrheit. Die Deltabildungen sind Zeitmesser — es giebt keinen Zeitmesser in der Natur, der die Zeitrechnung des Moses Lügen strafte. Auch die Bildung der Staaten giebt uns einen Zeitmesser. Alle Staaten sind relativ jung. Auch die Geschichte der Künste und Gewerbe. Es ergiebt sich dasselbe Resultat. Der große Cuvier sagt: „Giebt es irgend eine unumstößliche Wahrheit, so ist es die, daß unsere Erde eine universelle Katastrophe erlebt hat zu einer Zeit, welche wir auf höchstens fünftausend Jahre vor uns hinausrücken können".

3) Diese Geologen. Diese Wissenschaft ist noch jung, aber schon tief genug eingedrungen in das Innere der Erde, um hier das Original der Schriften Mosis aufzufinden. Die Bildung der Erdkruste sagt uns a) daß sie in einer gewissen Reihenfolge gebildet ist; es giebt Epochen in der Natur; b) diese Reihenfolge ist ganz dieselbe Reihenfolge, wie die des Moses, und zwar in einem solchen Grade, daß ein junger französischer Geologe nach Verzeichnung der Resultate ausruft: „Jeden Beobachter muß es frappieren, daß diese Resultate verzeichnet sind in einem Buche, welches mehr als dreitausend Jahre zählt". — Woher wußte dies Moses? Es ist klar, er muß erleuchtet worden sein von einem Geiste, der das Innere der Erde kennt.

4) Die Physiologen. Resultat: Das Leben hat hier auf diesem Erdball nicht immer existiert. Das Leben hat einmal angefangen, und das ist es, was Moses sagt. Also: Erschaffung des Lebens! Ferner: Aus einem Blute. Die Menschheit ist eine Familie. Blumenbach, der Schöpfer der deutschen Physiologie, behauptet dasselbe und beweist es. Und gleichfalls in Göttingen der berühmte Rudolf Wagner.

5) Die Philologen. In dieser, der linguistischen Beziehung, berufe ich mich auf das berühmte Werk des Wilhelm von Humboldt. Die ursprüngliche Heimat der Sprachen findet er in den Hochebenen Asiens.

6) Die Moralisten. Bei ihnen ist eine ausgemachte Sache die Verpflichtung, alle zu lieben wie uns selbst. Weshalb? Weil alle gleich viel wert sind, — weil ein Mensch ein Mensch ist.

7) Die Juristen. Die Menschen sind gleiche Rechtssubjekte. Wie ganz anders im Altertum! Der Ausländer war zugleich hostis, Feind. — Kurz! die ganze rechtlich-sittliche Grundlage der Gesellschaft wird unter den Füßen uns weggezogen, wenn die Menschheit nicht eine ist; es giebt keine Moral mehr, wenn die Völker nicht alle zusammengehören, es giebt kein Christentum mehr, denn

das Christentum ist — wie wir früher gesehen haben — wesentlich die Lehre von der Erbsünde; diese sowohl wie die Gnade gründet sich auf der Lehre der Abstammung der Menschen von einem Blute. Sie ist die Voraussetzung der Menschwerdung. Ist jene Lehre nicht wahr, dann ist auch Christus nur eine Spezies, nicht mehr die ganze Menschheit. —

Wir haben den Zeugen abgehört. Wir kennen seinen sittlichen Wert und seinen Leumund — der Thatbestand ist erhoben — sprechen wir das Urteil: „Deine Zeugnisse, o Herr, sind über alle Maßen glaubwürdig". Nahen wir uns darum nur mit der höchsten Ehrfurcht! Brauchen wir sie nicht zum Spott, zum Hohn! Kehren wir auch nicht dem lieben Gott seine Worte um! Wir werden sie nicht auslöschen. Vergessen wir nie das letzte Wort der Bibel auf der letzten Seite aus dem Munde des Apostels der Liebe: „So jemand davon thut von den Worten des Buches dieser Weissagung, so wird Gott abthun sein Teil vom Buche des Lebens und von der heiligen Stadt, und von dem, das in diesem Buche geschrieben steht." — Amen!

Elfter Vortrag,

gehalten am Montag, den 2. April 1860.

Ueber Christus, den Sohn Gottes.

„Ich glaube an Jesus Christus als den eingeborenen Sohn Gottes." Ist Christus Gott, oder ist Christus nicht Gott? das ist die Frage. Wir wollen sie beantworten, indem wir in Beziehung auf dieselbe erwägen

1) die Aussagen der Schrift über Christus und
2) Christi eigene Aussagen.

I. Die Aussagen der Schrift.

Der Redner ging hier alle die vielfältigen Stellen des Alten Testamentes durch, die unter dem Namen der „Messianischen Weissagungen" auch auf protestantischen Kanzeln fortwährend erwähnt werden, beginnend mit jenem Weibessohne, welcher der „Schlange den Kopf zertreten", also mächtiger Ueberwinder sein wird des „mächtigsten der Engel", bis hin zu jenen anderen, wo es heißt, daß „die" — — nicht eine — Jungfrau den Sohn gebären werde. Wir bemerken dabei ausdrücklich, daß nichts gesagt ward, was nicht auch Luther einmal und hundertmal gesagt hätte. Der Redner schloß diesen Teil mit den Worten:

„Ist es möglich, hier nicht zu bekennen: Es ist alles eingetroffen bis in die kleinsten Einzelheiten hinein; eingetroffen, obwohl so vieles war gesagt worden, was zu erfüllen von dem Willen Christi gar nicht einmal abhing? — Der eine Gott

ist der Urheber beider Testamente, der des Alten ebensogut, wie der des Neuen. Oder herrschte der Zufall? Wer wagt es zu behaupten?" — — —

II. Die Aussagen Christi selbst? Warum ist denn Christus gekreuzigt worden? Juden, Heiden und Mohammedaner geben einmütig die Antwort: Weil er sich selbst ausgab für Gottes Sohn, für Gott. Und diese Antwort findet ihre Bestätigung im ganzen Neuen Testamente. Einen Propheten, einen Wunderthäter hätten sie gelten lassen, anstößig dagegen war ihnen der „Messias, der Sohn Gottes". Betrachten wir uns den damaligen Zustand des Volkes Israel. Es war angelangt bei seinem tiefsten Verfalle. Gemeinste Genußsucht, ungemessenster Stolz, plumpeste Sinnlichkeit unter dem glänzenden Prunkgewande des Pharisäismus, das war im wesentlichen das Kennzeichen geworden dieser ursprünglich so hochbegnadigten, dieser von Gott auserwählten Nation. Ihre Richtung ging auf den Besitz, auf die Beherrschung, auf die Benutzung der Welt. Der ganzen Welt. Der König der Welt zugleich ihr König, Verdrängung Cäsars, — das war das Ziel. Ja, zwingen wollten sie Christus, diese Rolle zu übernehmen; ihre Arglist aber scheiterte an seinem Worte: Gebet Gott, was Gottes, Cäsar, was Cäsars ist. Da entsteht der Haß, sie suchen ihn zu ergreifen, zu steinigen, von einem hohen Berge hinabzustürzen — vergebens; seine Stunde ist noch nicht gekommen. Endlich stellen sie ihn vor Gericht. „Er habe sich ausgegeben für Gottes Sohn", das ist die Anklage. Das Synedrium kommt zusammen — der Oberpriester stellt ihm die eidliche Frage: „Ich beschwöre dich bei Gott, dem Gebenedeiten, daß du uns sagest, ob du seist Christus, der Sohn Gottes". Der Sohn Gottes, nicht „Gottes Kind", wie wir es auch sind, wenn wir ihm angehören. Und Christus nun, unter diesen Umständen, eidlich, vor Gericht, Christus antwortet: „Du sagst es", und fügt noch hinzu: „Von nun an wird es geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft, und kommen in den Wolken des Himmels, zu richten die Lebendigen und die Toten." — Nun, wenn je, so muß hier die Wahrheit, die ganze Wahrheit geantwortet sein. Zweideutigkeit vor Gericht ist ja selbst im irdischen Leben ein Verbrechen, — als ein Verbrechen aber nimmt auch der Hohepriester Christi Antwort; er zerreißt sein Kleid vor Schmerz, ob einer solchen „Gotteslästerung". — Daß Christus sich selbst aufgeworfen hat zum Sohne Gottes, das kann nur durch den Tod gesühnt werden. Darin hatte der Hohepriester recht. Wenn die Juden dem Pilatus zuriefen: „Wir haben ein Gesetz, und nach dem Gesetze muß er sterben; denn er hat sich selbst zu Gottes Sohne gemacht", so war das

wahr, sie hatten wirklich dieses Gesetz. „Er hat Gott gelästert: was bedürfen wir weiter Zeugnis? Siehe, jetzt habt ihr seine Gotteslästerung gehört.“ — Da stehen wir nun. Entweder, oder! Entweder er ist wirklich der Sohn Gottes, der aus Maria, der reinen Jungfrau, angenommen hat die Seele und den Leib, um dann schließlich emporzutragen mit sich die ganze Menschheit zu Gott, — oder — erschrecken wir nicht vor der Konsequenz! — er hat die Wahrheit nicht gesagt. Und wenn er die Wahrheit nicht gesagt hat, dann hat wiederum er entweder sich bloß eingebildet, Gott zu sein, und ich darf dann das Wort nicht aussprechen, mit dem wir ihn bezeichnen müßten als eines jener beklagenswerten Subjekte, die selbst nach langen Jahren der sorgfältigsten Pflege nicht mehr zum Gebrauche ihrer Vernunft gelangen, oder — doch erlaßt mir das Wort, womit wir ihn bezeichnen müßten. — — — Im ersten Falle verdiente er unser tiefstes Mitleid, — aber wie viel mehr Mitleid wir selbst, wir, die wir zum Menschengeschlecht gehören, welches achtzehn Jahrhunderte hindurch seinen Trost fand in einem Wahne, sein Blut opferte für eine Täuschung. — Im zweiten Falle unsere Verachtung. — Liebe Zuhörer! Ich habe es hier zu thun mit gewissen Leuten, die wohl nicht hier sind. O wären sie hier! Ja, ja, ich möchte sie vor mir haben, diese sogenannten Gelehrten, die bei all ihrer vermeintlichen Weisheit doch nichts anderes von Christus sagen, als gerade das, was damals nur der ärgste Spott, der empörendste Hohn auf ihn werfen konnte. Rechenschaft möchte ich fordern können von ihnen, und ihr — ihr habt sie fett besoldet für diese That. — „König der Juden“, heißt Christus bei diesen „Theologen“ der neuesten Sorte. „Den Weisen von Nazareth“ haben ihn deutsche Professoren genannt, „einen Menschenfreund erster Klasse, der prachtvolle Ideeen gehabt habe zur Beglückung und Befreiung des Menschengeschlechts“. Und dieser „Menschfenreund“ nun soll sich gesagt haben: „Dies Volk hier glaubt in seiner Dummheit an einen Gottessohn; es erwartet von einem solchen seine Erlösung; nun wohl: „Ich gebe mich dafür aus“. — Also bei diesen Männern entging selbst Christus nicht dem Vorwurf, einen Grundsatz zu haben, von dem doch sonst jeder Ehrenmann mit Entsetzen und Abscheu sich abwendet, den Grundsatz: Der Zweck heiligt das Mittel. — Grauenhaft! Nein! Ist das wahr, dann — ja dann war Christus ein Erzbetrüger, dann ist die Grundlage unseres Glaubens der gottloseste Betrug. — Ah! das ist der Unverschämtheit zu viel. Nein! nein! Ist die Gottheit Christi eine Lüge, dann verlangt der geringste Grad von Selbstachtung von uns, daß wir uns nach ihm auch nicht mehr nennen. Dann ist es Zeit zur Scheidung. Dieses Herumschwärmen, diese Heuchelei muß

aufhören. Und welches Interesse haben Leute dieses Schlages, den Namen „Christen“ noch zu tragen? Es ist eine Niederträchtigkeit, die christliche Religion zum Deckmantel zu gebrauchen für politische, für ökonomische Zwecke! Nein; nein! Entweder, oder! Entweder entsagt ihm, oder glaubt ihm! Und glaubt ihm ganz, nicht einem germanischen oder römischen, nicht einem abendländischen oder morgenländischen Christus — sondern Christus, dem Sohne Gottes! — Klar denken, darauf kommt es an. Herz und Kopf müssen wissen, was sie wollen. — Gebe Gott uns allen diese Gnade! — Amen!

Zwölfter Vortrag,

gehalten am Dienstag, den 3. April 1860, in Gegenwart der Königlichen Familie.

Christus, der Sohn Gottes.

„Ich glaube an Jesus Christus, als den eingeborenen Sohn Gottes.“ Erbitten wir uns zur weiteren Erwägung dieses Glaubens die Gnade des heiligen Geistes. — Entweder war der Erlöser unser Gott, oder nicht, und wenn letzteres, so war derselbe entweder in einem unhaltbaren Irrtume, oder er hat wissentlich die Gottheit sich angeeignet und die Menschheit betrogen. Es ist kein anderer Ausweg möglich. Entweder wir müssen vor Christus anbetend niederfallen, oder ihn ansehen mit dem tiefsten Mitleid, oder von ihm uns abwenden mit dem größten Abscheu. Dann aber verlangt der geringste Grad von Selbstachtung, daß wir auch nach seinem Namen in Zukunft uns nicht mehr nennen. — Das unsere Betrachtung von gestern abend. Setzen wir dieselbe fort. Das Werk Christi ist entweder das Werk eines Geisteskranken, oder aber ein gar großer Weltbetrug! Nein, das ist nicht möglich! Unser Herz, unsere Vernunft, unser ganzes Wesen empört sich dagegen; der Glaube ist zum Bedürfnis unserer ganzen Natur geworden. Sehen wir nur auf die erste Seite der Christenheit. Drei Jahrhunderte hindurch wurden von den römischen Gerichten den Christen nur zwei Fragen vorgelegt: Bist du Christ? Bist du Christin? Es bedurfte zur Antwort nur des einen Wortes: Nein, und Millionen waren jeder weiteren Verfolgung, waren der grauenhaftesten Folter und Marter, waren dem Tode entronnen; aber dieses eine Wort — sie sprachen es nicht, sie erduldeten lieber den Tod, sie sagten: Ja! Sie bekannten sich zu Christus. — Was hatte Christus am Kreuze gesucht?

Ehre? Nie gab es einen schmachvolleren Tod, als den am Kreuze! — Macht? Hände und Füße waren angeschmiedet. — Reichtum? Eine Dornenkrone und drei Nägel zwischen Himmel und Erde. Wer da nicht die Wahrheit sagt, der sagt sie nie. — Erwägen wir das Zeugnis aus den Aussagen dessen, der es ausgesagt hat. 1) Die Person Christi, 2) alle seine Worte, 3) alle seine Werke und Thaten bieten uns nicht nur keinen Anlaß, die Wahrheit zu verdächtigen, sondern sie drücken das Siegel der Wahrheit auf.

I. Der Charakter Christi. Die größten Maler, Bildhauer, Künstler haben im Laufe der Jahrhunderte die ganze Kraft ihres Genies, die volle Glut ihrer Begeisterung dahin verwendet, um uns in einem Bilde etwas Aehnliches hinzustellen. Allen ist der Arm matt hingesunken, sie haben bekannt: wir haben das Ideal nicht erreicht. Dasselbe gilt von der Litteratur. Die größten geistlichen Redner, Dichter, Geschichtschreiber haben sich vergeblich bemüht, das darzustellen, was darzustellen sie so sehnsuchtsvoll wünschten. Weshalb? Weil es sich handelt um den unaussprechlich Großen, nicht mit dem Gedanken, nicht mit dem Gefühle zu Erreichenden, viel weniger mit dem Worte Auszusprechenden. Man verglich noch nie Christus mit irgend einem noch so Heiligen, ohne ihm das größte Unrecht zu thun, ohne gleichsam ihn zu lästern. Wie legt er seinen Jüngern die Demut, die Bescheidenheit ans Herz. Und dennoch sprach er von sich: „Wer von euch kann mich einer Sünde zeihen?" Keiner hat's gewagt. Ja, Pilatus, trotz seiner Feigheit, er wagt dennoch dem Volke zu erklären: „Ich finde keine Schuld an ihm, Herodes auch nicht; denn ich habe zu ihm gesandt, und siehe, man hat nichts auf ihn gebracht, das des Todes wert sei". Der Apostel Johannes aber führt gleich anfangs mit den Worten ihn ein: „Er that und lehrte". — Er ist der einzige, der das, was er lehrte, erst that. Und auch später haben seine Feinde nie seinen Charakter angetastet. Fr. D. Strauß z. B., dessen Werke sämtlich darauf ausgehen, die Gottheit Christi zu leugnen, sagt dennoch: „Wenn wir nun auch Christus den Goldglanz der Gottheit vom Haupte reißen, so bleibt ihm doch im Tempel des Genius und der Humanität der Platz wegen seiner hohen Moralität" 2c., d. h. ich leugne seine Gottheit, aber seine Heiligkeit ist die vollkommene, die unerreichbare. — Und nun appelliere ich an euch, seine Freunde. Ich erinnere euch an sein Verhältnis zu den Kindern, zu den Kranken, zu den Notleidenden jeder Art. Ihr kennt seine Verkündigungen des Erbarmens seines Vaters. Ihr habt nicht vergessen seine Predigt von jenem Berge — ja, ja, ich wage ungescheut die Frage: Wenn Gott wirklich unter den Menschen als Mensch erscheinen wollte, war es da möglich, heiliger, menschenfreundlicher, also der Gottheit

entsprechender, zu erscheinen? Und kommen wir zurück auf sein Zeugnis über sich selbst: Ist solcher Selbstbetrug denkbar? — Und was sagst du denn von diesem Strauß, der da meint, seine Gottheit ihm rauben, aber dennoch seinen Charakter verherrlichen zu können?

II. Seine Lehre. Sein Charakter bekundet sich in seiner Lehre und in seinen Thaten. Seine Lehre zerfällt in Sittenlehre und Glaubenslehre. Die christliche Glaubenslehre ist die einzige, über die disputiert wird — über die indische, die mohammedanische schweigt man — aber auch die einzige, welche, wie Napoleon I. sagt, Beweise bringt. — Was in uns ist es, das sich ihr entgegenstellt? „Unser Hauptlaster ist der Stolz", sagt Thomas von Aquino, „wir können wegen unseres Stolzes uns darin nicht finden, daß die göttliche Vernunft so viel höher greift, als die unserige. Dazu kommt unsere Genußsucht, „man muß heilig leben, wenn man richtig glaubt", und das ist es, was uns nicht zusagt. Die praktischen Folgen des Glaubens sind die reichlichste Quelle aller Einwürfe. Mathematische Wahrheiten, wissenschaftliche Wahrheiten gehen häufig auch über unser Fassungsvermögen hinaus, das aber geniert uns nicht, wir behaupten sie dennoch — denn das stört uns nicht in unserer Lebensweise, man lebt nach wie vor, wie man will; die Religion aber ist unbequem. Und dennoch wird sie bekannt gerade von den civilisiertesten, mächtigsten Nationen. Um die wichtigsten Verträge abzuschließen, versammelten sich noch in diesem Jahrhundert zum Wiener Kongreß die gekrönten Häupter „im Namen der göttlichen Dreieinigkeit". Wie ganz anders die Philosophie! Von Thales bis Hegel ein beständiger Wechsel des Systems, eine vollständige camera obscura. Viele unter euch sind noch großgezogen unter dem Einfluß von Kant. Ihr erinnert euch, wie man da Kantianer sein und mit ihm gehen mußte durch dick und dünn. Dann ward Fichte Mode. Unter Strafe der Sottise mußte man Fichtianer sein. Dann kam Schelling. Schelling änderte ungefähr neunmal sein System, und dennoch mußte man durchaus immer Schellingianer sein. Zuletzt kam Hegel. Und wehe dem, der nicht auf des Meisters Worte schwur! Das ist die Geschichte der Menschenweisheit, repräsentiert durch die größten Geister, die mächtigsten Genies — als solche erkenne ich sie an; es kommt mir nicht in den Sinn, die Menschenweisheit zu verkennen.

Die Sittenlehre. Die Sittenlehre Christi ist derart, daß alle mir bezeugen werden, die Erde wäre, wenn wir danach lebten, nicht bloß eine Vorbereitung, nein, ein Vorgeschmack des Himmels. Welch ungeheurer Abstand von ihr die Sittenlehre der Alten! Aristoteles, der konsequenteste, kälteste Denker

der Griechen, steht doch nicht an in Beziehung auf die Sklaven zu behaupten, sie hätten nicht eine Seele derselben Gattung, wie die freien Bürger. Plato, der „göttliche Plato“, er wollte dennoch in seiner Republik die Gemeinschaft der Weiber, der Güter, und für jeden Genuß freien Spielraum. Gewiß, die alten Philosophen haben gewußt, daß es einen einzigen Gott giebt, — was aber hat ihnen dieses Wissen genützt? Haben sie verstanden, auch nur ein einziges Land, ja, auch nur ein Dorf, ihre Familie, sich selbst vor der Anbetung vieler Götter zu bewahren? Cicero antwortet in dieser Beziehung: „Die Götter, die wir auf dem Markte anbeten, verspotten wir zu Haus“. Napoleon der Große — der Erste beschäftigte in seiner Gefangenschaft auf Helena sich wieder mit der Religion, die er lange Zeit hindurch vergessen hatte; der Tochter des Generals Bertrand predigte er den Katechismus ein; der Vater, ein Rationalist alten Stils, brummte darüber — und es entspann sich eine Unterhaltung, in der Napoleon nachwies, wie Alexander, Cäsar und er selbst nur erobert, d. h. zerstört und Schlachten gewonnen, d. h. getötet hätten; Christus dagegen habe nichts zerstört, habe nur gebaut, habe lebendig gemacht — sei nicht ein Mensch, wie sie, sei Gottes Sohn. — „Glauben Sie das nicht, General, dann bedauere ich, Sie zu meinem General gemacht zu haben.“

III. Christi Werke, Christi Wunder. Ihr schüttelt den Kopf. Mit großem Unrecht. Ist Gott nicht wesentlich verschieden von der Natur? Nicht übernatürlich? Wir bedürfen der Uebernatürlichkeit zu unserm Sein. Die Erschaffung jedes Menschen ist eine übernatürliche That, sie setzt das Natürliche ins Dasein. Wollen wir Gott aus seinem Eigentum verbannen? Mit welchem Recht? Selbst J. J. Rousseau leugnet nicht, daß Wunder möglich sind, sondern nur ihre Wirklichkeit. „Wer die Möglichkeit leugnen wollte“, sagt er, „für den wäre die Strafe überflüssig — ein Arzt thäte ihm not.“ Aber sind sie wirklich? Wir haben dafür das Zeugnis seiner Feinde unter den Juden, den Heiden, den Christen. „Etliche von ihnen“, als Christus den Lazarus auferweckt hatte, „gingen hin zu den Pharisäern und sagten ihnen, was Christus gethan hatte. Da versammelten die Hohenpriester und Pharisäer einen Rat und sprachen: „Was thun wir? Dieser Mensch thut viele Wunder. Lassen wir ihn also, so werden sie alle an ihn glauben.“ — Von dem Tage an ratschlagten sie, wie sie ihn töteten. Sie behaupten also: „Er thut Wunder — und stören wir ihn darin nicht, so wird alles Volk ihm anhängen“. Nun, wäre ein moderner Exeget unter ihnen gewesen, so wären sie wahrscheinlich aus aller Verlegenheit schnell befreit worden. Er würde vorgeschlagen haben, hinauszugehen zu „allem Volk“ und

sagen: „Gutes Volk, geh nach Hause, laufe nicht diesem Christus nach, seine Wunder, von denen du sprichst, sie sind niemals geschehen". Sehr wohl. Aber das Volk würde diese Rede aufgenommen haben wie die Rede eines Mannes, der am hellen Tage unter dasselbe treten wollte, um das Dasein der Sonne zu leugnen. — Der Exeget versucht also ein anderes Mittel: „Gutes Volk", sagt er, „die Thatsachen sind wahr, aber sie sind keine Wunder. Sie erklären sich auf die einfachste, auf die natürlichste Weise. Sie sind veranlaßt durch die Aufregung eurer Phantasie, durch Elektrizität, durch Magnetismus — es ist Taschenspielerei." Keiner hat damals den Vorschlag gemacht. Weshalb nicht? Sie dachten nicht daran, weder die Wunder zu leugnen, noch sie natürlich zu erklären. Eine andere Erklärung hatten sie freilich: „Der", sagten sie, „treibt die Teufel aus", nicht etwa durch irgend einen andern kleinen Teufel, nein, „durch Beelzebub, der Teufel Obersten." Soviel hatten sie gemerkt, der Oberste der Teufel, der könne es wohl allenfalls zustande bringen. Und heutzutage nun, wenn diese sogenannten Gelehrten durch Magnetismus, Elektrizität, Taschenspielerei so viel vermögen, warum führen sie nicht den Beweis? Das Wenigste, was man von ihnen verlangen kann, ist, daß sie solche Wunder, wie sie von Christus beglaubigt sind, mal nachmachen. Sie haben es nie versucht. So hat's auch damals im Hohen Rate keiner versucht, ein Wunder Christi nachzumachen. Und weiter: Den gebildetsten Heiden der Kaiserzeit, welche die Christen haßten, verfolgten, dem Kaiser Julianus selbst, ist es niemals eingefallen, die Thatsachen zu bestreiten oder sie natürlich zu erklären — sie schrieben vielmehr sie der Magie zu. Das geschah in einer Zeit der höchsten Bildung der alten Welt, wo philosophisches klares Denken allgemeiner geworden war, als je zuvor. Und nun? Vor alle unsere Physiologen, Chemiker, Naturforscher jeder Art trete ich ruhig hin, nehmt aus euren Universitäten die besten, die ihr habt, und sage: Wollt ihr mir nicht ein Wunder Christi — ihr dürft das leichteste auswählen — natürlich erklären? Wäre es möglich, gewiß ein ungeheurer Fortschritt! Mit einigen Broten, die ein Knabe in der Tasche führt, speist er fünftausend Mann — und plötzlich wären wir für die Zukunft von aller Teuerung befreit. Er ist der Herr über Wind und Wetter — sehr wohl: wir haben künftig nichts mehr von Schiffbrüchen zu leiden. Er heilt die Kranken durch ein bloßes Wort — die Arzneikunst ist künftig eine sehr leichte Kunst. — Nein, nein! Das Evangelium ist unantastbar. Nicht vernichtet, sondern vielmehr bestätigt wird es durch die Angriffe.

Werdet also nicht irre. Wäre es nicht wahr, man hätte schon längst aufgehört, es anzugreifen. Oder haben diese „Ge-

lehrten" auch gegen die Chinesen, die Muselmänner, die Indier ihre Angriffe gerichtet? Nein! Weshalb ward denn vor einigen Jahren gegen Sebastopol ein so schwerer Krieg geführt? Doch nur, weil die Festung sehr stark war. Sie ist gefallen, denn alles Menschliche wird endlich überwunden, — aber das Christentum steht noch, — wir wohnen noch recht sicher darin. Dieser Bau ist fest. Denn der Baumeister war Jesus Christus, nicht ein einfacher Jude, sondern zugleich der Sohn Gottes. Hier hast du also die Wahrheit, hier einen festen Ruhepunkt. Ihm schließe dich an. Er sei dein Glaube, er deine Hoffnung, er deine Liebe. — Alles um uns herum wankt, alles ist erschüttert. Halte dich also an Christus. Du glaubst an ein Jenseits, — siehe, die Welt vergeht, du alterst, mit jedem Schritt trittst du näher zum Grabe, — es ist nicht Vernichtung, nein! es giebt ein ewiges Land jenseits des Grabes — wer soll dich dahin führen, wenn nicht Christus? — Er ist der Richter über die Lebendigen und die Toten. Wehe jenen, die ihm nicht geglaubt haben! Aber wohl dir, wenn du sagen kannst: „Mein Herr und mein Gott!" Denn er ist es, den uns der Vater gegeben hat zum Bruder, damit er uns zum Vater führe. — Amen.

Dreizehnter Vortrag,

gehalten am Mittwoch, den 4. April 1860, in Gegenwart der Königlichen Familie.

Von der Kirche.

„Ich glaube an die eine, heilige, katholische, apostolische Kirche."

Christus ist wahrer Gott wie wahrer Mensch. Christus ist Gott, also alles, was er geoffenbart hat, ist Wahrheit; was er befohlen hat, Gottes Gebot. Also die Mittel, welche er eingesetzt hat, notwendig für alle, die durch ihn geheiligt und beseligt werden wollen. Aber seit achtzehn Jahrhunderten ist Christus persönlich nicht mehr da. Und er ist doch Gott für alle Menschen, für alle Zeiten, der ewige, allgemeine Erlöser und Seligmacher, also auch der unserige. Er muß also gesorgt haben für eine Stellvertretung. Hat er eine solche eingesetzt, so muß diese ebenfalls allgemein sein für alle, wenn auch auf andere Weise, doch auf ebenso wirksame Weise. Wo ist nun diese Stellvertretung? Offenbar doch bei denjenigen, welchen er selbst sie anvertraut hat, also bei den „Anhängern Christi". Diese nennt man seit achtzehn Jahrhunderten die „Kirche". So gewiß wir an ihn gewiesen sind, so

gewiß auch an sie. Ein klarer Begriff ziemt uns darüber, wie sie gegründet ist, welche Aemter ihr übertragen sind. Wir müssen sie kennen, damit wir unsere Pflichten gegen sie erfüllen.

I. Was heißt Kirche? — Ecclesia, das griechische Wort bedeutet eine Versammlung, eine Gesellschaft. Eine religiös-sittliche Gesellschaft. Eine solche hat Christus gestiftet. Zuerst erwählte er sich dazu die zwölf Apostel; dann schlossen sich zweiundsiebenzig Jünger, dann Tausende ihm an. Diese belehrt er, und belehrt sie auch über die Kirche. Er braucht verschiedene Bilder dafür. Er nennt sie das „Reich Gottes". Denn nicht atomistisch ist diese Gesellschaft, sie hängt organisch zusammen. Eine „feste Stadt". Damit werden wir aufs neue hingewiesen auf die geordnete Gesellschaft, die nicht eine aufgelöste, anarchische Menge ist; „den Acker, auf dem Weizen und Unkraut wächst". „Das Netz, das gute und ungenießbare Fische einfängt." — Paulus nennt sie, das wißt ihr alle, „den Leib", dessen „Haupt", Quelle und Prinzip Christus ist; die „Braut Christi", Christus den Bräutigam, sodaß dieses Verhältnis bei ihm das Vorbild der Ehe ist. Er fügt hinzu: „Hoc sacramentum magnum est", d. h.: Dies ist ein großes Geheimnis in Christus und in seiner Kirche." — Die Kirche ist also sein „sichtbarer geistiger Leib". Wer leben will von diesem Haupt, der muß in diesem Leibe sich befinden, — Glieder, welche vom Leibe abgetrennt sind, die leben nicht.

Diese Kirche nun ist eine, ist heilig, ist allgemein, ist apostolisch. Das Wort „apostolisch" ist erst im Jahre 325 auf dem Konzil zu Nicäa hinzugekommen aus Anlaß der Irrungen des Arius. Die Väter hielten das für genügend, weil die Gemeinschaft mit den Aposteln die Gemeinschaft der Kirche ist.

1) Die Kirche ist eine. Sie ist das thatsächliche auf Erden existierende, lebendige, handelnde Christentum, aufgenommen von der Menschheit, das konkrete Christentum. Das Christentum; kein Mensch spricht von Christentümern; so wie man auch von Christus spricht, und niemand von Christussen. „Ein Acker", „ein Netz", „eine Stadt", so hat Christus selbst sie bezeichnet. Sein Wort aber, wenn alles veränderlich ist, ist es nicht. Also eine „einzige und einige Kirche!"

2) Die Kirche ist heilig. Das Christentum als die Offenbarung Gottes kann nichts Unheiliges lehren. Die Kirche ist geeignet, den Menschen zu heiligen und Gott näher zu bringen. Freilich, sie zwingt nicht. Dem Menschen bleibt sein freier Wille. Es ist möglich, daß er mit dem Munde Christ sich nennt, aber dennoch nichts weniger ist als heilig. „Ja, das waren, thaten Millionen", sagst du; — folgt daraus, daß die Lehre nicht göttlich sei? Man kann sie mit einer Armee vergleichen, darin giebt es

Feige, Ausreißer, Verräter; — ist es darum keine Armee mehr? Und das sollte den Charakter der Kirche aufheben, daß Tausende darin sind, deren Lebenswandel ihr Schande macht? Nicht sie sind der Maßstab. Christus wußte, daß er hier auf Erden keinen Heiligen finden würde, — denn wer ist denn heilig? Wir werden ja geboren als „Kinder des Zorns“. Aber die Kirche nimmt sich unserer an durch die Taufe, durch die Sakramente: Sie ist eine Heiligungsanstalt für Sünder. Also nicht nur die gehören zur Kirche, die thatsächlich heilig schon jetzt sind, sondern die, die sie dazu macht. Könnten wir es schon vorher sein, wozu dann sie? Spricht doch Christus von dem Netze nicht bloß mit guten, sondern auch mit ungenießbaren Fischen; von der Tenne nicht bloß mit Weizen, sondern auch mit Spreu; von den zehn Jungfrauen, — deren fünf aber kein Oel haben auf ihren Lampen. Demnach müssen wir unterscheiden ihr Werk und ihren äußern Schein, ihre Seele und ihren Leib. Aber beide sind nicht zwei Wesen, sondern eins. Trennung von Leib und Seele ist schon im menschlichen Leben der Tod: — in der Kirche findet sie nicht statt. Was für den Leib die Seele ist, das ist für die Kirche ihr unsichtbarer Teil: ihre Lehre, ihre Sakramente. Dieser Teil der Kirche ist heilig. Es wäre aber falsch, ihn absolut unsichtbar zu nennen. Auch unsere Seele ist das nicht: sie erscheint; erscheint in Wort und That. Das Leben unserer Seele, unser Glaube, unsere Liebe bleibt nicht verborgen. So erscheint auch die Seele der Kirche — ja, das Unsichtbarste: die Gnade, sie wird uns gereicht in „sichtbaren Zeichen“.

3) Die Kirche ist allgemein; für alle! Der eine Gott ist der Gott aller Menschen. Seine „Kinder“ sind die Geschöpfe. Er will, daß alle selig werden. Er ist Gott für alle Zeiten, für alle Länder. Wie man die Wahrheit, die Gerechtigkeit nicht zerstückeln kann, so nicht die Kirche. Wie es eine Wahrheit giebt für alle, so auch eine Kirche für die Gesamtheit.

4) Die Kirche ist apostolisch. Die Kirche ist ein Bau. Unter den Bausteinen, die hinaufgebaut wurden, sind die Apostel die ersten; geistige Steine.

Solcher Bau ist allein Gottes würdig. In ihn greift die Hand Gottes fortwährend ein. Hier haben wir alle einen Vater, und in Christus ein Fleisch und ein Blut. Nichts ist die Kirche weniger als eine bloße Handhabe zeitlicher Pläne, — ein solcher Bau wäre Gottes unwürdig. Sie giebt Ruhe. Bloße Meinungen thun das nicht, — es ist uns mit Meinungen nicht gedient. Heilig wollen wir sein, selig; ich muß meinen Gott haben; nur an der Kette kann ich mich festhalten.

II. Welches sind die Gewalten, die Aemter, die Christus

der Kirche gegeben hat? 1) Glaubenssätze, 2) Gebote, 3) Heiligungsmittel. Also 1) eine oberste Lehrgewalt, 2) Regierungsgewalt, 3) Spendungsgewalt.

Christus übt seine „Autorität“ aus durch die Kirche. Christus übt sie aus. Er ist der Geist, die Seele, das Leben, das Haupt. Die Kirche dagegen nur das Organ, das Sprachrohr etwa, die Hand, die er gebraucht; durch die er das Abendmahl spendet und die anderen Sakramente. Nun, Christi Aussprüche will ich anführen. Ich thue nichts hinein, ich lege nichts hinaus. Christus sagt: „Wie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch“. Christus ist von seinem Vater gesandt. Er ist nicht aus Volkes Gnaden Christus. Wir sind von ihm gesandt: Die Kirche ist nicht aus Volkes Gnaden Kirche. „Ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.“ „Die Mächte der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ — „Ich lasse euch nicht als Waisenkinder zurück; den Geist der Wahrheit will ich euch senden.“ Die Kirche soll also den Geist der Wahrheit haben — „Unfehlbarkeit“ in Beziehung auf das, was Christus gelehrt hat. Man empört sich gegen das Wort „Unfehlbarkeit“. Das ist durchaus nicht vernünftig. Die Frage ist einfach: Können wir wissen, was Christus gelehrt hat? Ja oder nein! Sagst du: Ja! ich kann es wissen, so giebt es eine Unfehlbarkeit. Jeder von uns kann mit voller Gewißheit wissen, was Christus gelehrt hat. Nun, da ist es absurd, behaupten zu wollen, daß das die Gesamtheit nicht wisse, was jeder weiß. Sagst du aber: Nein, — nun dann ist es aus mit dem Christentum. Denn können wir wirklich nicht wissen, was er gesagt hat, so können wir nimmer verpflichtet werden, es zu glauben. Du würdest ja Gott Dinge unterschieben, die er nicht gesagt hat, du würdest die Glaubenslehre fälschen. Und ebenso ist es mit dem Sittengesetze. Sollst du etwas thun, sollst du z. B. eine Steuer bezahlen, so mußt du doch erst wissen, ob es auch wirklich Gesetz ist. — „Wer euch höret, der höret mich.“ — „Wer der Kirche nicht Gehör giebt, den halte für einen Zöllner, für einen öffentlichen Sünder.“ Du sagst: „Ich frage nichts nach Menschensatzungen“. Nun, hier handelt es sich auch nicht um solche. Das vierte Gebot ist keine Menschensatzung. Es verweist dich auf die Autorität der Eltern, der Obrigkeit, der Kirche. Vater und Mutter, Fürsten und Obrigkeit, geistliche und weltliche Gewalt sind sein Inhalt. — Der Boden wankt, alles ist erschüttert — die Autorität hat ihre Kraft verloren. Oder anerkennst du die Autorität Gottes? Nun wohl! Es giebt nur eine Autorität, aber diese Autorität übt Gott aus 1) durch die Familie, 2) durch den Staat und 3) durch die Kirche; und in der Kirche durch jene, die er der Kirche vorgesetzt hat; denn er ist der Urheber der religiös-

sittlichen Gesellschaft und verlangt Gehorsam gegenüber jeder „rechtmäßigen“ Obrigkeit um Gottes willen selbst dann, wenn es ihm gefallen hat, das „unwürdigste Organ“ sich zu wählen. Die Kirche ist die Mutter deines geistigen Lebens; auf ihrem Schoße bist du großgezogen; sie hat dich gestärkt mit dem Brote der Engel; sie bleibt bei dir auf deinem Todesbette. Treu kommt sie da mit den Tröstungen, die allein Wert haben für das andere Leben. Dort zeigt sie dir die Liebe, das Erbarmen Gottes, dort bittet sie dich: „Scheide in Frieden zu deinem Gott“. — Man ist wie die Braut, die der Bräutigam dem Richter überantwortet. — Amen.

Vierzehnter Vortrag,

gehalten am Gründonnerstag, den 5. April 1860.

Die Eucharistie.

Text aus den Psalmen Davids. — Es ist die Eucharistie, das Denkmal seiner Wunderwerke, das Geheimnis des Altars, dessen Gründungsfest wir heute begehen. Das Geheimnis des Glaubens, an dem so recht eigentlich der menschliche Stolz sich bricht, — so verscherzen wir das höchste Gut. Ich dagegen möchte wecken, stärken diesen Glauben an den Christus, der in unserer Mitte gegenwärtig ist, und zwar dadurch, daß wir betrachten,

1) was der Glaube uns über dieses Geheimnis sagt, und

2) was die vom Glauben erleuchtete Vernunft in diesem Geheimnisse findet.

I. Wir glauben an einen Zustand der Unzertrennbarkeit seines Blutes von seinem Fleische, wie seiner Seele von seinem Leibe unter der Gestalt, d. h. dem äußern Ansehen von Brot und Wein. Warum glauben wir das? Etwa, weil die Sinne es wahrnehmen? Nein! Die Sinne bemerken nur den äußern Schein, nur Brot und Wein. Oder, weil ein Kirchenvater oder der Papst es gesagt? Nein! Niemals wäre ein Mensch auf den Einfall gekommen, dergleichen zu sagen. Weshalb glauben wir es denn? Offenbar nur, weil es Christus ist, der es gesagt hat. Ihm glaube ich das, was ich nicht begreife. Ihm glaube ich's auf sein Wort. Und zwar deswegen, weil er Gott ist. Die Frage ist demnach: Hat Christus es gesagt, daß er gegenwärtig sein wird unter der Gestalt von Brot und Wein, oder nicht? Wenn nicht, dann ist alles nichts. Nun! die drei Evangelisten Markus, Matthäus und Lukas behaupten es, und zum vierten Male erzählt es der Apostel Paulus im Korintherbriefe. Der heilige Johannes erzählt an der betreffenden Stelle nur die Fußwaschung, aber ent-

hält die Worte: „Als Christus die Seinigen geliebt hatte, die in der Welt waren, so liebte er sie bis ans Ende.“ Eine frostige Bemerkung im Munde des Apostels der Liebe, wenn sie nichts weiter sagen sollte, als daß Christus fortgefahren habe, die Seinigen zu lieben; eine seiner würdige Behauptung dagegen, wenn sie die Stärke, die Kraft der Liebe Christi ausdrückt, wenn sie aussagt: So sehr, als nur überhaupt Gott Menschen lieben kann. — Fragen wir nun zuerst die Evangelien. Was steht in diesen? „Dieses“, steht da, „ist mein Leib“. Τοῦτο, während ἄρτος, Brot, im Griechischen Maskulinum ist. „Dieses ist mein Leib, der für euch gegeben wird, das ist der Kelch, der Neue Bund in meinem Blut, das für euch vergossen wird zur Tilgung der Sünden.“ Wozu dieser jedesmalige Zusatz? Die Worte sind klar; eine grammatische Schwierigkeit ist nicht da, und selbst jeder von uns, wenn er sein Testament macht, pflegt sich unzweideutig auszudrücken. Es ist nicht ein Stück Brot ans Kreuz genagelt worden. Wir sind nicht im Sinnbilde erlöst, sondern in Wahrheit. Er gab wirklich seinen Leib. Sein Tod war ein wirklicher. Doch gesetzt auch, das Testament wäre zweifelhaft, jedenfalls wäre da der Erlasser, hier also Christus selbst, der beste Erklärer. Nun, wir haben seine Erklärung im 6. Kapitel des Johannes. Um seine Jünger vorzubereiten auf diese Erklärung, hatte Christus eine Speisung vorausgehen lassen, — jene Speisung der 5000 mit fünf Gerstenbroten und zwei Fischen. Von dieser ist zuerst die Rede. Dann ist die Rede vom Manna, das die Väter gegessen haben in der Wüste. Und darauf sagt Christus: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, Moses hat euch nicht Brot vom Himmel gegeben, sondern mein Vater giebt euch das rechte Brot vom Himmel. Denn dies ist das Brot Gottes, das vom Himmel kommt und der Welt das Leben giebt: Ich bin das Brot des Lebens.“ Wahrlich, so würde er nie sich ausgedrückt haben, wenn er nur von dem Brote hätte sprechen wollen, das wir backen, von dem Weine, den wir pressen, — solches Brot ist gewiß nicht wunderbarer als das Manna. — Jetzt fängt der Haufe an zu murren, daß er sagt: „Ich bin das Brot, das vom Himmel gekommen ist“. In der That, handelte es sich nur um gewöhnliches Brot, um eine Erinnerung, um ein „Zweckessen“ — Christus hätte sie ja leicht beruhigen können; statt dessen aber steigert er seine Rede: „Eure Väter haben Manna gegessen in der Wüste und sind gestorben; dies ist das Brot, das vom Himmel kommt, auf daß, wer davon isset, nicht sterbe. Ich bin das lebendige, vom Himmel gekommene Brot, wer von diesem Brot isset, der wird leben in Ewigkeit; und das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch, das ich geben werde für das Leben der Welt.“ Ja, er geht fort, bis zu dem

Ausdrucke: „Wer mich isset“. Er sagt: „Wie mich gesandt hat der lebendige Vater, und ich lebe um des Vaters willen, also, wer mich isset, derselbige wird auch leben um meinetwillen“. Leugnen wir das, konsequent müssen wir dann auch leugnen die Lehre von der Dreieinigkeit. — Die Haufen aber empören sich zum hellen Aufruhr; „es ist eine harte Rede“, — sagen sie, — „wer kann sie hören?“ Und viele seiner Jünger verlassen ihn von dem Tage an „und wandeln hinfort nicht mit ihm“. — Und Christus läßt sie ziehen. Er giebt sich keine Mühe, sie zu halten. Er sagt ihnen nicht: Bleibet doch, es handelt sich ja nur um ein Symbol, um ein Erinnerungszeichen. Nein, er läßt sie ziehen, er, der die ewige Liebe ist, der gekommen war, um aller Menschen sich zu erbarmen. Zu den Zwölfen aber sagt er: Wollet ihr auch wegziehen? Petrus aber antwortete: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Er fühlt, er erkennt, um was es sich handelt. Ihm ist es offenbart. Die, welche fortgingen, waren fleischlich gesinnt. In Beziehung auf sie sagt Christus: „Der Geist ist's, der da lebendig macht, das Fleisch ist nichts nütze“. Freilich, auch diesen Ausspruch hat man verdreht, hat ihn angewandt, als handle es in demselben sich um das Fleisch Christi. Aber es ist absurd, Christus sagen zu lassen, sein Fleisch sei nichts nütze. Christus spricht von der fleischlichen Gesinnung jener, die sich geärgert hatten und fortgingen, die nur glaubten, was sie sahen, ja, was sie aßen. — In Petri Antwort haben wir alles. — Und doch haben wir auch noch einen andern Kommentar. Es sind das die Worte Pauli in seinem Briefe an die Korinther. Weshalb tadelt er denn diese? Doch nur deshalb, daß sie das Mahl des Herrn vermengen mit profaner Mahlzeit und dadurch entweihen. Dadurch essen sie sich selbst das Gericht. Denn sie nehmen ja den Richter in sich selbst auf. Ist er aber gar nicht da, gar nicht gegenwärtig, wie ist dann ein „unwürdiger“ Empfang möglich? Ohne seine Gegenwart ist ein solcher ja gar nicht denkbar. Fünfzehn Jahrhunderte hindurch ist nun diese Gegenwart auch gar nicht bestritten worden. Ist Christus aber da, dann werden wir ihn auch anbeten. „Nemo manducat, nisi qui prius adoraverit“, schreibt Ambrosius. Das habe ich auch jedesmal gethan. Ist daher Christus nicht da, — nun, dann habe ich mein Leben lang Brotanbetung getrieben, und mit mir Millionen anderer Christen. — Entsetzlich! — Doch wer trüge die Schuld? Wer anders, als der, der gesagt hat: „Wer mich isset“, wer anders, als Christus selbst? — Weshalb hat Christus so gesprochen? Weil er so verstanden werden wollte. Wollte er das nicht, dann

konnte er, da er doch vorher wissen mußte, wie man sonst ihn mißverstehen würde, nur sagen: Dies „bedeutet", dies ist ein „Zeichen", — ihr genießt nur „durch einen Akt eures Glaubens". Aber das thut er nicht. Das **„ist"**, sagt er; „wer mich isset". — Wahrlich, könnte ich in Beziehung auf meine Sitten, auf mein Leben so ruhig sein, wie hier auf diesen meinen Glauben, ich wäre schon hier selig, schon hier im Himmel. —

II. Was findet die vom Glauben erleuchtete Vernunft in diesem Geheimnis? Christus ist persönlich gegenwärtig nach Gottheit und Menschheit, nach Seele und Leib. Als Mensch auch. Mit seinem Herzen und mit seiner Allmacht, Tag und Nacht, Sonntags und Alltags, in der Kirche und zu Haus, wie es in der Bibel heißt: „Meine Wonne", d. i. meine eigentliche Herzensfreude, ist zu sein „inmitten der Menschenkinder". Denn er ist die Liebe. Wir zehren alle von diesem Meere der göttlichen Liebe. Ja, alles, was auf Erden liebt, es trägt ja nur die Funken in sich der unendlichen Liebe Gottes. Christus ist dein Blutsverwandter geworden. Du gehörst zu seiner Familie. Er ist der erste unter Brüdern. Begreife das Geheimnis seiner Gegenwart, wenn du seine Liebe begreifen kannst. In diesem Geheimnis hast du ein „Testament", ein wahres Andenken an alle Wunderwerke, die er zuerst als Schöpfer vollbracht. Ueberall zeigt uns die Schöpfung eine Wandlung der Substanz. Ich komme zurück auf die Unterschiede zwischen Pflanze, Tier und Mensch. Auch dort ist „Transsubstantiation". Doch verstehen wir uns recht. Nicht in die Seele Christi wird Brot und Wein verwandelt, viel weniger in seine Gottheit, sondern in seinen Leib, sein Blut. Christus stirbt nach der Auferstehung nicht mehr. Sein Leib und seine Seele sind daher nicht getrennt. Wo sein Fleisch ist, da ist der ganze Christus. Wo sein Blut ist, da ist auch der ganze Christus. Den ich so oft, wenn ich selbst celebrierte, empfing in beiderlei Gestalt, den habe ich heut empfangen, so wie viele von euch, unter der einen Gestalt, den ganzen Christus. —

Doch wir erheben noch einen andern Einwand. Wie ist es möglich, daß Christus an so vielen Orten zugleich ist? — Es ist ein Wunder. Doch wie geht's dem Ton, dem Klang? Er ist an vielen Orten zugleich und wird dadurch nicht schwächer. Mein Wort — es gelangt zu euch allen. Wie kann — sagt ihr weiter — Gestalt, Farbe 2c. dieselbe bleiben? Ich wähle ein Beispiel aus der Natur: Die Dünste, die Wolken, die Regentropfen, der Hagel, das Eis — allen liegt eine Substanz zu Grunde, nämlich das Wasser; zum Beweise, daß Substanz und Erscheinung zwei ganz verschiedene Dinge sind. Und andererseits der versteinerte Fisch, der versteinerte Baum, sie sehen noch ganz aus wie ein wirklicher

Fisch, wie ein wirklicher Baum — die äußere Erscheinung ist dieselbe, und dennoch hat ein Wechsel der Substanz stattgefunden.

Halten wir uns daher nach seinen Worten. Von Gott ist alles und für Gott. Bei ihm kein Ding unmöglich. Bitten wir ihn um eins: um die Gnade eines Glaubens an die unendliche Liebe Christi! — — — (Gebet.) Amen!

Fünfzehnter Vortrag,

gehalten am Gründonnerstag Nachmittag, den 5. April 1860.

Die Messe.

„Du bist ein Hoherpriester auf ewig nach der Weise des Melchisedech." Dies Wort gilt Christus. Christus ist nicht gestorben, wie irgend ein Mensch. Ein großer Mann, ein Künstler ersten Ranges lebt fort in der Geschichte. Christus dagegen ist ewig unser Gott, unser Heiligmacher, unser Erlöser, unser Leben. Er sagt: „Mein Vater wirkte bisher und ich wirke auch". D. h. der Schöpfer wirket auch in dem langen Sabbath des siebenten Tages; und ebenso setzt Christus in der Eucharistie immer fort das große Wunderwerk seiner Erlösung. Er ist Gott, ward wahrer Mensch, hat in Menschengestalt teilgenommen an allen Menschen, hat als wahrer Mensch sich geopfert als Sühnopfer, hat unsere Sünde abgewaschen durch sein Blut, getilgt durch seinen Tod. Daran erinnern wir uns in der Eucharistie. Das Wort Messe heißt „entlassen". Concio missa est, „die Versammlung ist entlassen". Bei den Griechen heißt Messe Liturgie. Es wird Brot und Wein dargeboten, und durch Christus, dessen Organ der Priester ist, verwandelt in sein Fleisch und Blut. Die Kirche hat das stets als ein Opfer betrachtet. Was ist Opfer? Eltern sprechen von Opfern, die sie ihren Kindern bringen. — Opfer finden wir überall. Die Geschichte zeigt uns blutige und unblutige Opfer. Das ursprüngliche Opfer ist unblutig. Das blutige ist erst durch die Sünde veranlaßt. Im Paradiese sollte das Opfer der Enthaltung vom Baume der Erkenntnis gebracht werden, d. h. der Anerkennung Gottes als des Oberlehnsherrn, der Anerkennung des Menschen als nur des Nutznießers der Schöpfung. Diese Enthaltung war kein blutiges Opfer. Dies Opfer entsprach dem Zustande der Unschuld. Nach dem Sündenfalle bei Abel fließt schon Blut: er opfert Tiere. Kain thut das nicht, aber Kain opfert nicht als ein Sünder. Das thut Abel. Abel weiß, daß der Sünde der Tod zukommt, er anerkennt das Recht Gottes, über den Sünder den Tod zu verhängen. Noah opfert blutige Opfer;

ebenso Abraham, die Patriarchen. Da hören wir nun auf einmal von Melchisedech. Der wird nicht gesegnet von Abraham, sondern segnet ihn, „weil er ein Priester ist des Allerhöchsten, der da opfert Brot und Wein". Paulus im Hebräerbriefe schreibt vieles über diesen Melchisedech, und ich bitte jeden, in einem ruhigen Augenblicke ernst zu überlesen, was er darüber schreibt, namentlich im 6. und 7. Kapitel. Er nennt ihn einen König und Priester: „Ohne Vater, ohne Mutter, ohne Geschlecht, hat er weder Anfang der Tage, noch Ende des Lebens; er ist aber verglichen dem Sohne Gottes und bleibet Priester in Ewigkeit. Er hat ein unvergängliches Priestertum." Seiner Gottheit nach hat Christus keine Mutter, seiner Menschheit nach keinen Vater. Er soll nicht sein „nach der Ordnung Aarons". Bis dahin sollten alle Hohenpriester sein aus der Familie Aarons, alle Priester aus dem Stamme Levi. Das alles ist, sagt Paulus, nur ein Schatten, eine Figur des Zukünftigen. Ja, die Propheten selbst bereiten uns vor auf ein Priestertum, ganz verschieden von dem Priestertume Aarons. Jesaias spricht von einem Neuen Bunde: da soll das Gesetz im Herzen geschrieben stehen, das Heil gebracht werden allen Nationen der Welt, und aus deren Mitte will Gott sich herausnehmen Leviten und Priester. — Bei Jeremias sagt Gott: Ich bin eurer Opfer satt. Es handelt sich um neue Opfer. — Worin denn soll dieses neue Opfer bestehen? Dieses neue Opfer sind nicht unsere „guten Werke". Wie schlimm wären wir daran, wenn diese es wären? Sie sind nicht rein. Dieses neue Opfer sind nicht unsere Gebete, — denn wer verrichtet ein reines Gebet? Es handelt sich um ein unbedingt reines Opfer, um ein zu allen Zeiten, an allen Orten gleiches Opfer. Dieses Opfer hat Christus gebracht. Bitten thut auch ein Kind, wenn es an Vater und Mutter sich wendet; Ehre erweisen wir auch den Menschen und Geschöpfen: — was erweisen wir ausschließlich Gott? Das Opfer! Auch haben alle Religionen geopfert außer dem Mohammedanismus, jenem Sammelsurium von christlichen, jüdischen und heidnischen Elementen. Ja, bis zum Menschenopfer gelangten sie: — eine traurige Abirrung von dem gottgefälligen Opfer, dem Opfer Christi, der sein Leben hingab, der auf sich nahm die Sündenschuld, den Tod, den Sold der Sünde. Ist damit alles abgethan? Nein! Damals hat er mehr nach der Ordnung Aarons geopfert, als nach der Ordnung Melchisedechs. Damals opferte er seinen Leib und sein Blut; nicht Brot und Wein; Brot und Wein hat er am Kreuze nicht geopfert; das thut er jetzt, unter Brotes und Weines Gestalt sich opfernd. „Thut das zu meinem Andenken", sagt er, und der Befehl soll gelten, „bis er wiederkommt". Freilich, ihr sagt, das Abendmahl ist ja

nur eine Erinnerung, also nicht ein eigentliches Opfer. Nun wohl! Ich wähle ein Gleichnis. Ich denke mir die Jahresfeier einer Schlacht. Dieselben Personen leben noch und sind dabei; dieselben Stellungen werden wieder eingenommen — ist das eine Wiederholung oder nicht? Nein! Eigentlich nur ein Bild. Und dennoch sagt ihr: Heute schlugen wir wieder die Schlacht bei Waterloo. Und mit Recht. Das erstemal war sie blutig bis zum Tode, das zweitemal war's dasselbe auf unblutige Weise, aber dennoch die Schlacht bei Waterloo, dennoch reell. Denn die Hauptpersonen waren dabei, die Stellungen wurden wiederholt 2c. Nun, in der Eucharistie ist Christus wirklich gegenwärtig, stirbt aber nicht wieder, denn das ist nicht nötig. Sein Tod hat vollständig unsere Erlösung gebracht. Es fehlt dieser unserer Erlösung nichts. Aber dennoch sagt er: Thut das! Und zwar deswegen, weil sein einmaliger Tod immer wirksam sein soll zur Erlösung und Heiligung. Und das geschieht. Wir haben hier die Vorstellung der einstigen Trennung von Fleisch und Blut bei seinem Tode. Hier ist er Gott und Mensch, hier Fürbitter, hier zeigt er uns die Wunden, unblutig erneuert. Das Opfer ist dem Begriffe der Religion wesentlich — ein solch würdiges Opfer ist in Wahrheit da. Was ist eine würdige Gabe? Nur Gott kann Gottes würdig sein. Wahrer Gottesdienst ist nur in diesem Opfer. — Es ist das rechte Dankopfer, das rechte Sühnopfer, das rechte Fürbittopfer, — das ist der Kern. Der ist von Christus selbst. Er hat auch eine äußere Schale. Die ist von der Kirche. Es sind die Ceremonien. (Der Redner erklärt jede einzelne.) Das Wesentliche darin ist die That Gottes. Predigt und Unterricht allein genügen nicht dem menschlichen Herzen: es will den Erlöser selbst haben. — Aber man tadelt die Pracht. Wie gering ist sie im Vergleich mit der Pracht, die oft schon ein einzelner zur Schau trägt, — ist doch die Kirche das Haus Gottes! Man behauptet, es sei zu viel Theatralisches dabei. Ich verstehe den Vorwurf nicht. Sollte man denn nicht ins Theater gehen um des Ansprechenden, Schönen, Reinen, Heiligen willen? Wollte Gott, es wäre dessen noch mehr im Theater! Aber soll es ausschließlich im Theater sein? Ich denke mir, die Kirche wäre so recht der eigentliche Platz dafür. Oder muß in letzterer alles dürr, kalt, trocken, langweilig sein? Haben wir doch Sinne! Die Kirche will die Sinne nicht wegwerfen — sie heiligt die Sinne. — Man spricht weiter gar von Heidentum. Die Lichter, sagt man, der Weihrauch, sind heidnisch. Jawohl, die Heiden hatten Lichter und Weihrauch — aber die Heiden gingen auch auf zwei Füßen; muß man jetzt ein Rad schlagen, um kein Heide zu sein? Man macht in der Welt sich viele Komplimente, die Lügen sind, — aber sind deswegen alle

Komplimente Lügen? — — Christus sagt: „Ihr sollt anbeten im Geiste und in der Wahrheit", d. h. mit innerem Sinne und der äußeren That — sind deswegen die, die auch die zweite dieser Forderungen erfüllen, notwendig Heuchler? — O wie kann man denn verkennen unsere schönen Gottesdienste! — Ja, ja, haben wir Christus, so sind wir im Grunde schon hier so reich, als die Bewohner des Himmels. Dort haben wir die aufgebrochene Rose, aber schon hier die schwellende Knospe. — Amen.

Sechzehnter Vortrag,

gehalten am Karfreitag, den 6. April 1860.

Vom Erlöser.

„Dieser ist wahrhaft der Erlöser der Welt." Wohl ein furchtbarer Tag, der furchtbarste seit Anfang der Welt, an dem ein Gott als Mensch den schmählichsten Tod starb. Und doch der glücklichste Tag, den die Menschheit erlebt hat. Ein Tag der Genugthuung, der Vergebung, an dem wir wieder Gottes Kinder geworden sind, wo uns alle Geheimnisse Gottes offenbar geworden sind. Selig der Mensch, dem der christliche Glaube gegeben ward! O selige Trauer, die der Glaube uns heute bringt! Quelle aller Freude, aller Hoffnung, aller endlosen Seligkeit — das Herz ist so voll; es möchte lieber weinen, als reden. —

Wir müssen erkennen, was Jesus Christus uns ist. Daß er der Erlöser der Welt ist. Bedürfen wir eines Erlösers? Ja! Nur Gott kann es sein. Nur Gott als Gottmensch. Also nur Christus. Wir sind Sünder von Geburt, „Kinder des Zornes", solidarisch verbunden mit der ersten Sünde. Sind ferner und noch viel mehr Sünder durch die Missethaten unseres ganzen Lebens. Sind straffällig. Diese Strafe muß angemessen sein der Bosheit unserer Sünde. Sünde ist Empörung gegen Gott, den Unendlichen. Gegen seine Weisheit, die uns das Gesetz gab. Gegen seine Liebe, die uns beseligen wollte. Sünde ist die Verkennung der Rechte des unendlich heiligen Gottes über sein Geschöpf. Jede Vergeltung muß dem Verdienste angemessen sein, jede Strafe der Schuld. Da bleibt uns nichts als der unendliche Kerker — der Schuldturm, „bis bezahlt ist auch der letzte Heller". — Vermögen wir etwa durch alle unsere vermeintlichen guten Werke die Schuld abzutragen? Wie erbärmlich sieht es aus mit dem Besten, was wir thun! Sind wir ihm nicht schon ohnehin alles mögliche Gute schuldig? Es bleibt uns kein frei verfügbares Eigentum. Werden alle Menschen, alle Engel zusammen die Schuld abtragen können? Sie sind allzumal endlich. Endlich sind alle ihre Worte; endlich ist ihre Ge-

rechtigkeit. — Sollte Gott von der Gerechtigkeit Umgang nehmen? Die physische Macht dazu hat er wohl. Aber er ist nicht bloß allmächtig, sondern auch allweise, allgütig, allgerecht, allheilig. Er hätte damit die sittliche Ordnung vernichtet, den Unterschied zwischen Gut und Böse aufgehoben. Er muß strafen, weil er das Wohl seiner Geschöpfe will. — So führt die Vernunft allein, die Vernunft ohne den Glauben an Gottes Eingreifen, Versöhnung, Erlösung uns zur Verzweiflung. Darin besteht das Trostlose aller antichristlichen sogenannten Weisheit, darin das Trostlose des Unglaubens. —

Der Glaube weist uns heute auf den Kalvarienberg. Dort hängt am Kreuze für dich Jesus Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch in einer Person. Seine Stellvertretung hat die Gottheit angenommen. Wenn Christus nur Gott wäre, hätte Christus uns nicht nach der Anforderung erlösen können. Die Sünde verlangt Strafe. Aber Strafe kann nie auf die Gottheit fallen. Es muß jemand da sein, der wirklich das erdulden kann, was unserer Sünde zukommt. Der Mensch hat gefrevelt, es ziemt sich, daß der Mensch sühne. Ist er nur Mensch, so kann er uns auch nicht erlösen. Denn dann ist er ein nur endliches Wesen. Die Strafe entspricht also nicht der unendlichen Schuld aller Menschen. Es scheint also, wir sollten keinen Erlöser finden. Gott hat ihn ausfindig gemacht. Er ist gefunden in der zweiten Person der heiligen Dreieinigkeit. Das Geheimnis der Menschwerdung bei der Unveränderlichkeit Gottes — denke dir es etwa so: Nimm den Fall an, die menschlichen Seelen wären nach der, freilich irrigen, Meinung des Plato alle als reine Geister erschaffen worden, und nachher erst in menschliche Leiber geschickt, — hier hätten wir eine Art Fleischwerdung. Die Geister würden sich nun der angenommenen Leiber bedienen als ihres Werkzeuges. — Nun — die zweite Person der Gottheit hat das wirklich gethan. — „Warum“, sagst du, „sind die Leiden des Sohnes nicht zugleich die Leiden des Vaters, des Geistes?“ Zum annähernden Verständnis haben wir ein Analagon. Es liegt in der menschlichen Seele. Der Mensch ist geschaffen zu Gottes Ebenbild; dieses Ebenbild ist des Menschen Seele. Sie ist, freilich unvollkommen, Ebenbild des dreieinigen Gottes. Sie hat einen Verstand, einen Willen, ein Gedächtnis. Die drei sind verschieden und doch Eins in der Substanz. So in Gott drei Personen in einer Wesenheit. Die Akte des Verstandes sind verschieden von den Akten des Willens. So in der Dreieinigkeit die Möglichkeit, daß die eine Person, der Sohn, andere Handlungen thut als der Vater und der Geist. So Vater, Sohn und Geist als Schöpfer, Erlöser, Vollender.

Der Sohn also hat sich vereinigt mit der reinen, un-

sündhaften menschlichen Natur, im reinsten Schoße der Jungfrau Maria. Er lebt als Mensch, aber seine Handlungen sind Handlungen einer göttlichen Person. Diese Handlungen ersetzen wirklich alle Leiden, die unseren Sünden entsprechen. Als die Werke eines Gottmenschen haben sie einen unendlichen Wert. Wir sehen ihn abbittend, weinend. Der Schleier des alten Tempels zerriß. Was Geheimnis gewesen war, was gehofft war, das wird heute klar. Sein Sohn selbst muß die letzten Tropfen der Leiden austrinken, so verabscheut Gott das Böse. Wir haben es nicht verdient und nie verdienen können, daß sein Sohn erschien, gleichsam als der eine Sünder, der einzig Verantwortliche. Er hat geübt unendliche Barmherzigkeit. Wir haben empfangen die Verdienste Christi, die er zur Verfügung gestellt hat. O seliger Tag, wo Gerechtigkeit und Erbarmen sich den Kuß zur Versöhnung gereicht haben! Vollendet ist es: die Menschen sind Gottes Kinder. Tag der ewigen Wonne für uns!

Aber — bleiben wir vorerst bei der Zerknirschung! Folgen wir dem Erlöser in seiner Laufbahn. — O, ich werde nicht versuchen, das furchtbare Schauspiel vor euch aufzurollen, das Schauspiel seiner Leidensgeschichte. Ihr beschäftigt euch ja immer damit, ihr kennt sie. Nur einige Winke. — Zuerst haben wir gesündigt im Geiste. Es war die Hoffart, die sich vermißt, weiser zu sein als Gott. — Und Christus leidet zuerst an seiner Seele, an seinem Geiste. Denkt an sein Leiden auf dem Oelberge. „Es kam, daß er mit dem Tode rang, und betete heftiger.“ Er ringt mit dem Tode, weil er für uns zur Sünde, zum Fluche geworden ist: verantwortlicher Bürge für alle Missethaten der Menschheit. Er sagt: „Vater, ist's möglich, so nimm diesen Kelch von mir; doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ — Bereut er es, daß er Bürge ward? O nein! Er hat eben vorhergesagt: „Ich muß die Bluttaufe aushalten, und wie sehne ich mich danach!“ „Ich bin ein guter Hirt. Ein guter Hirt lässet sein Leben für die Schafe. Und ich lasse mein Leben. Niemand nimmt es von mir, sondern ich lasse es freiwillig.“ Ja, sie konnten ihn nicht gefangennehmen, ehe er ihnen die Erlaubnis dazu gegeben hatte. Er bereut demnach nicht — sondern wir sollten wissen, daß er die Leiden wirklich empfing. Er machte nicht durch seine Gottheit seine Seele unempfindlich für das Leiden; er setzte ihr nicht entgegen einen empfindungslosen, stolzen Stoicismus; er scheut nicht das natürliche Schmerzensgeschrei. Aber er setzt hinzu: „Dein Wille geschehe“. Es gehe nicht nach dem Gefühle der Menschennatur. Da dringt selbst sein Blut durch seine Schweißtropfen und fällt zur Erde. — Und wie muß es sein Herz geschmerzt haben, als nun einer seiner Jünger in seiner furchtbarsten Heuchelei

mit einem Kusse ihn verrät! Wie man bei seinem Verhör jede richterliche Form, jede gesetzliche Ordnung durchbricht! Wie man ihn überall hinschleppt von einem Gerichtshof zum andern; hier ihn verspotten läßt von einem niederträchtigen Gesindel, dort ihn verhöhnt mit einem weißen Kleide als Narren, dort ihn krönt mit einer Dornenkrone als einen König, dessen Backen man mit Fäusten schlägt! Welche Gesinnung! Viele wären gar nicht auf dem Platze, wenn er sie nicht geheilt von ihren Leiden, von ihrer Lähmung. Selbst der Oberste des Volkes, der Hohepriester, wird zu einem gemeinen Buben, um noch am Kreuze ihn zu verhöhnen. Wo hat man dergleichen je sonst gethan? Da hören wir denn das Wort: „Warum hast du mich verlassen?“ Es hat sich die ganze Gottheit zurückgezogen, ihren beseligenden Einfluß zurückgehalten. Wir haben verdient, daß kein Strahl des Trostes in unser Herz falle, diesen Zustand hat er auf sich genommen. —

Die zweite Hauptquelle unserer bösen Thaten ist die ungezügelte Fleischeslust. O, er hat hart gebüßt! Von der Fußsohle bis zum Scheitel kein gesunder Fleck. Es ist keiner seiner Sinne verschont worden. Sein Geschmack wird mit Essig und Galle getränkt — — — Das haben unsere Sünden verdient zu erdulden, ewig zu erdulden. Er hat gelitten, was nur der Sünder leiden kann, mit einer Ausnahme: Er hat nicht Gott verloren. — (Gebet.) — Amen.

Siebenzehnter Vortrag,

gehalten am Karfreitag, den 6. April 1860, abends.

Christus, unser Erlöser, auch in sozialer Beziehung.

„Außer in Christus ist in keinem andern Heil“

Seit achtzig Jahren bietet unser Weltteil einen sehr traurigen Anblick. Europa gleicht einem schwer Erkrankten auf seinem Schmerzenslager. Er jammert, er klagt über alles. Es schmeckt ihm keine Speise, das Bett ist schlecht, der Thür fehlt etwas, das Fenster ist nicht zu gebrauchen. Von Zeit zu Zeit hat der Kranke Anfälle von Wut, er schlägt rasend um sich, fällt dann matt zurück, und wenn er ruhig zu sein scheint, dann ist er nur überwältigt. Inzwischen versammeln sich in allen Residenzstätten Hunderte und Hunderte der erfahrensten Männer und sitzen Monate, Jahre hindurch, untersuchen die Lage des Kranken, prüfen sein Begehren, votieren über seine Leiden, schreiben Rezepte über Rezepte, ganze Berge hoch, und der Kranke wird von Tag zu Tage bedenklicher. Warum hilft die Kur nicht? Fehlt es an gutem Willen? Nein! jeder ist von Herzen interessiert. Fehlt es an Kenntnissen? Nein!

es sind die Erfahrensten des Landes. Woran liegt es denn? Ich vermute, daran, daß man den Sitz des Uebels nicht kennt. Die Aerzte lassen sich vom Kranken irre führen. Er meint, sein Leiden komme von der schlechten Bedienung, komme von außenher. Das ist nicht wahr. Seit er selbst in seinem Innern ein anderer, seit er krank geworden ist, hat alles Aeußere einen andern Schein bekommen. Ich vermute, die zahlreichen Aerzte und Freunde haben nicht acht gegeben auf die Ursache der Krankheit. Forschen wir danach. Was ist mit Europa vorgegangen? Was war das Gepräge der letzten Zeit? Es war — ich darf es nicht anders bezeichnen — eine Zeit des flagrantesten Abfalles vom Christentume. In Frankreich Voltaire weit mehr König als Ludwig XV. In Deutschland, wo die Theorieen erfunden und dann draußen verarbeitet werden, war der Rationalismus die einzige Größe. Was sagte der Rationalismus in Deutschland? Sie sagten: „Das Christentum hat der Menschheit große Dienste geleistet für Zivilisation, für Kunst, für Wissenschaft, — seine Aufgabe ist vollendet; es war ein notwendiges Gängelband für Kinder. Jetzt sind wir mündig. Für den gegenwärtigen Standpunkt, nach dem notwendigen Gesetze des beständigen Fortschritts müssen wir etwas anderes haben.“ — Mit etwas Ehrfurcht erklärte man, das Christentum sei zu begraben, denn es sei gestorben. Es handele sich für die Zukunft nicht mehr um Religion, sondern um Philosophie. Nur Kinder könne man noch schrecken mit Teufel und Hölle. Diesen gegenüber sei das Christentum nötig als Zuckerwerk. Erwachsene wüßten, daß es kein anderes Heil gebe, als hier auf Erden, keine anderen Güter, als irdische. Alles Weitere sei eine Phantasie, ein Traum. — Ich appelliere an die Gebildeten unter meinen Zuhörern, ob ich durch diese Darstellung übertrieb.

Welche Resultate erwuchsen aus dieser Auffassung? Man hat in Frankreich die Kirchen geschlossen, die Priester deportiert und zu vielen Tausenden geschlachtet, die Vernunft personifiziert in Person einer Dirne, die man auf den Altar setzte, vor der man anbetend niederfiel. Darauf stürzte ein Führer den andern, — unaufhörlich arbeitete die Guillotine, — dann stürzte man sich über das übrige Europa, trat es nieder, plünderte, schändete alles. Nach Verlauf weniger Jahre hatte man acht Millionen Menschen gemordet, teils durch die Guillotine, teils auf dem Schlachtfelde. — Es scheint, die furchtbare Lektion hätte uns witzigen können. Viele besannen sich, sind aufrichtig zurückgekehrt zu Jesus Christus, unserm Heiland, den man nicht mehr brauchen, ja, nicht mehr nützen zu können glaubte. Aber der Bodensatz ist hineingedrungen in die Massen und noch lange nicht ausgefegt.

Habe ich den Sitz der Krankheit nicht recht bezeichnet? Warum denn leiden wir so? Ist es nicht darum, weil wir abgefallen sind von der Höhe, zu der uns Christus erhoben hat? Ist es nicht darum, weil wir das Christentum verloren? Wir sind seine Schöpfung auch in sozialer Beziehung. Die modernen Staaten sind hervorgegangen aus demselben. Unsere Vorfahren hatten große Anlagen bekommen, weil sie eine große Bestimmung hatten. Diese hat das Christentum ausgebildet und zu jener Vollendung gebracht, die wir sehen in der germanischen Weltepoche, der glänzendsten, die die Welt je erlebt hat. Darum überzeugen wir uns, daß wir selbst für unser zeitliches Glück kein anderes Heil finden können, als in Christus, dem Gottmenschen, dem gekreuzigten Erlöser.

Beweis: Wir haben einen Geist, und wir haben Fleisch — unser Geist strebt nach oben, unser Fleisch nach unten. Denn unser Geist ist vom Himmel, unser Leib von der Erde. Christus ist gekommen, um zu tilgen die Schulden, die wir begingen aus Nachgiebigkeit gegen die Verführungen unseres Geistes, aber auch, um uns zu befreien von der Tyrannei unseres Fleisches über den Geist. Er hat uns alle krank gefunden. Als er geboren ward, da gab es eigentlich nur einen Staat: Rom. Rom hatte die Welt umschlungen, verschlungen. Rom galt für ein Volk von Königen. Nun, Cicero schreibt, daß unter den 1 200 000 Einwohnern höchstens 12 000 seien, „qui rem habeant“, die Vermögen haben. Qui rem non habet, sagt er weiter, res est alterius. Wer keins hat, der ist die „Sache“ eines andern. Athen hatte 40 000 solche „Sachen“ — 40 000 Sklaven unter 60 000 Einwohnern. Lucullus aber erklärt, „wer nicht so viel besitze, daß er auf eigene Kosten ein Heer stellen könne von 40 000 Mann, der sei nicht wert, römischer Bürger zu heißen“. Wenn es so mit den Glücksgütern steht, wie steht es dann mit der Freiheit, mit der Würde des Menschen? Der Sklave war mit Weib und Kind Eigentum des Inhabers. Er hatte keinerlei Recht, nicht einmal das, zu leben. Seine Sklaven konnte der Herr töten, wie er seine Schafe tötete. Welcher Einfluß auf die Sittlichkeit, welcher Eingriff in das Familienleben! Ja, die Verkommenheit war so groß, daß die Kaiser eigene Belohnungen aussetzten für jeden, der drei Kinder großzog. Jeder Geburt ging in der Familie ein langer Streit voran, ob man das Kind aufnehmen wolle — suscipere —, oder einem Sklaven geben, um es in einen Weiher, in einen Wald oder sonstwohin zu werfen. Kein höheres Vergnügen gab es, als das, in einem Amphitheater, deren noch viele stehen, hundert und tausend Menschen von Tieren oder untereinander zerreißen, verbluten, sterben zu sehen. Pompejus, der „elegante“ Pom-

pejus, der feine Aristokrat, ließ auf diese Weise 42 000 im Kolosseum sich ermorden. Trajan, der „Edle“, veranstaltete 123 Tage hindurch Spiele, in denen täglich ein paar Hundert bis Tausend sich wechselseitig erwürgen mußten. — Man ward des Blutes nie satt. Die ganze Nacht hindurch stand die Arena offen; am Tage, wenn die Sonne zu stark schien, spannte man Teppiche darüber aus von feinster Seide und verbesserte die Luft durch Sprengung mit Rosenwasser. Man konnte nicht mehr essen, ohne Blut zu den Füßen zu sehen, — drei bis vier Gladiatorenpaare mußten sich töten, — das Blut spritzte häufig auf den Speisetisch. Ja, es gab eine Zeit, wo Rom, das heidnische Rom, der Kulminationspunkt der heidnischen Kultur, in jedem Jahre mehr Menschen mordete, als gebar. — Das Abscheulichste aber darf man nicht mal anführen.

Und was hat nun Christus gethan? Wandte er sich an die bösen Leidenschaften? Ging er herum unter den Sklaven, erinnerte er sie an ihre „Rechte“, forderte er sie auf, ihre Herren zu erschlagen? Mahnte er zum Aufstand? Zur Empörung? Er hat nicht geschmeichelt, nicht aufgeregt, die Klagen nicht vergrößert, um es zu einem „Bruch“ zu bringen. Dreißig Jahre verbrachte er, um zu zeigen, wie man leben soll, drei Jahre, um es zu lehren. Darauf, um von allen verstanden zu werden, bestieg er die Rednerbühne des Kreuzes. Dort, zwischen Himmel und Erde hängend, hat er dem Menschen gezeigt, wo sein Heil ist. Nur von da wird das Heil kommen.

Wo sitzt unser Uebel? In uns.

1) In unserer Habsucht. Hier finden wir die Befriedigung nie. Je mehr wir verlangen, desto mehr wollen wir haben. Die Unzufriedenheit wird dadurch immer größer. Namentlich die höheren Stände sind davon ergriffen. Zufriedenheit fand ich, wenn irgendwo, fast nur noch bei den Bauern, im Mittelstande. Ich habe Paläste gesehen, große Paläste gesehen, — aber die Gesichter der Leute darin sahen mir nicht aus, als schliefen sie ruhig wie ich, der ich nichts habe. Das große Kapital erdrückt nicht nur die Arbeitskraft, es erdrückt auch das kleine Kapital. Es giebt dort Zertretene, Zerquetschte, Vernichtete, — o, wie viel Elend! Die Konzentration verschlingt alles. Die Menschen sind nicht mehr Sklaven, die man einpfercht: — es sind Arbeitsmaschinen. Sie erhalten die nötige Nahrung, wie die Maschine das nötige Oel, wie die Seidenraupe das nötige Futter. Ich will damit Personen nicht anklagen. Wer aber trägt die Schuld? Wir alle zusammen. Diese Schuld ist überall. Schlagen wir alle an unsere Brust. Denken wir an Spartacus, an einen Führer, der die Paläste der Mächtigen und Reichen bedroht mit

seinen Massen. Die Natur hat Grenzen gesetzt, die man nicht ungestraft überspringt. Mäßigen wir unsere Habsucht. Nicht vergebens sei es, daß Christus im Stalle geboren ward, daß er 30 Jahre lang sich nährte im Schweiße seines Angesichts von der Arbeit im Handwerk. Daß er von seiner ganzen zeitlichen Habe nichts verlangte als die Kleidung, die er nötig hatte. Daß er selbst am Kreuze noch zusah der Verteilung seiner Kleider zu seinen Füßen. Er hat die Armut euch geraten, wenn auch nicht befohlen. Befohlen aber hat er die Armut dem Geiste nach. Die Güter der Erde sind nicht das Höchste. Opfere nie dem Mammon dein Gewissen, die Seele deiner Kinder, die Ehre deines Weibes. Arm nenne jenen, der mit Unehre mehr verlangt, als er besitzt. Dein Reichtum sei Christus.

2) In unserer unbändigen Genußsucht. Diese zeigt sich zunächst als Scheu vor der Arbeit. Die Arbeitsscheu hat einen eigenen Stand erzeugt, der sein sicheres Büreau hat: das Armenhaus. Diesen Stand kümmert nicht Unglück, nicht Hungersnot; er weiß immer, wohin er sich zu wenden hat; er hat den Pauperismus zu seinem wesentlichen Berufe gemacht; er verschmäht das Beispiel Christi. Für ihn existiert nicht jene Werkstatt.

Dann zeigt sich die Genußsucht in den schauderhaften Gestalten der Unmäßigkeit. Auch hier sind die Grenzen der Natur; auch hier ist Heilung nur bei Christus. Er verlangt nicht von allen, daß sie in der reinsten Jungfräulichkeit beharren, wie er selbst, wie sein Ehrenvater, wie sein Johannes, — aber das verlangt er von allen, daß die Jugend rein und unbefleckt zugebracht, daß die Ehe unverletzt erhalten werde, — daß man nicht „lebe, um zu essen", sondern „esse, um zu leben".

3) In unserm Hochmut. Jeder ist von Natur ein kleiner Revolutionär, ist nie zufrieden. Er hat nur Rechte, keine Pflichten. Auch spricht er fortwährend nur von „unseren Rechten". Aber wie spricht er, wenn er erst oben ist! Ich habe einst einen solchen gekannt. Er kam empor, — ach, wie hat er dem „souveränen Volke" die Sporen ins Fleisch getrieben! Bei einem kleinen Auflauf kam er daher, hoch zu Roß. Er ritt nieder Männer, Weiber und Kinder. Da fragt ihn einer: Wo sind jetzt die Rechte eures Volkes? „Unter den Hufen meines Pferdes!"

Wer wird diese Gesinnung heilen? Jener dort, der das Feuer nur noch mehr anfacht? Der unausgesetzt die Flammen schürt? Der wahrlich nicht. Sondern Christus. Christus, der gesagt hat: Seid demütig, seid sanftmütig. Möge er in jedes Haus einziehen, er und sein Bild. Und zwar letzteres nicht bloß als Schmuckgegenstand. O, wie war es ganz anders bei unsern Großeltern! Da hing jenes Bild im besten Zimmer, oft in jedem

Zimmer. Das ganze Haus ward erzogen, in Zucht gehalten durch ihn. Auf ihn verwies man das Kind, wenn es fehlte. „Schau einmal, der machte es anders“ — „war seinen Eltern unterthan“, — nach ihm richtete man sich selbst. Da war denn in der Familie das Christentum. Und deswegen in der Gemeinde, die ja aus Familien besteht. Und deswegen im Staate, der aus Gemeinden gebildet ist. Und deswegen war der Staat „ein christlicher“. Man wußte, was Christentum ist. Nicht, daß man fanatisch verfolgte, sondern, daß man christlich lebte, liebte. Man hatte Christus. — Kehren wir zu ihm zurück! Denn nur er ist auch der wahre „Zivilisator“. Die Zivilisation, die wir noch besitzen, — sie stammt von ihm. Nie hatten wir eine andere. Die Völker Asiens, Afrikas verdankten die ihrige nicht dem Christentume: es sind Mumien daraus gemacht worden, und jetzt wird aus diesen Mumien Staub. Wir haben nicht mal das. Uns bleibt, wenn wir das Christentum aufgeben, nichts. Wir werden der Spielball einiger Tribunen und Intriguanten, die uns ausbeuten, an der Nase herumführen und niedertreten. — O welch entsetzliches Schauspiel bietet uns gerade jetzt die Politik! Wo sahen wir je früher solch cynische Verachtung alles geschichtlichen Rechtes? Wann erreichte die Unverschämtheit solch maßlose Höhe? Wo zeigte sich je solch bodenloser Hohn, mit dem man die Völker anlügt? Wann je solch empörende Verachtung selbst der Menschenwürde? — Ja, die Krankheit ist sehr schwer; die Auflösung bringt ein. Schon hat sie — so scheint mir — die edelsten Lebensorgane selbst angefressen. Schlagen wir alle an unsere Brust. Die Krankheit hat ihre Ursache darin, daß wir Christus nicht mehr achten als den Richter der Lebendigen und der Toten. Kam's so weit am grünen Holze, wie will's am dürren werden? Noch sind wir ja erst im Anfange des Abfalles: — was wird erst die Zukunft bringen? — — — Deshalb erbarmt euch eurer selbst. Erbarmt euch eurer Kinder. Kehret zurück zu Jesus Christus, dem einzigen Halt auch für das Recht, die Sitte, die Ordnung. Seid Männer! Denn gegenwärtig sind eure Weiber mutiger als ihr. Und auch ihr Jünglinge, seid Männer. Denn eure Schwestern sind mutiger als ihr. Also Mut! nur im Kreuze ist Rettung. — Amen.

Achtzehnter Vortrag,

gehalten am Sonnabend, den 7. April 1860.

Von der Beichte.

„Wenn ihr nicht Buße thut, werdet ihr alle zusammen zu Grunde gehen.“ (Luk. 13, 3.) Christus ist unser einziger Erlöser. Er erlöst uns durch sein Leiden von der Sündenschuld. Durch seine Lehre und sein Beispiel bewahrt er uns vor der Sünde und der Sünden Lohn. So ist er unser allseitiger Erlöser. Das gestern. Was ist erforderlich, um dieser Erlösung teilhaftig zu werden? Jedenfalls etwas. Wenn nichts erforderlich wäre, wenn die bloße That alles vollendet, so wären ja alle Menschen ohne Ausnahme selig, wie er für alle gestorben ist und alle erlösen wollte. Wenn dennoch Menschen verloren gehen, so kommt das daher, weil sie nicht die Bedingungen erfüllen, damit sie sich die Erlösung zuwenden, seine Verdienste sich aneignen. Es sind folgende: Vor allem muß man Christo glauben. Wer an ihn als den Gottmenschen, den Erlöser nicht glaubt, der ist auch nicht im geringsten Grade mit ihm verbunden. Wird aber der Glaube genügen? Offenbar nicht. Der Glaube ist ein Akt des Verstandes. Der Mensch hat aber auch einen Willen. Der Glaube, welcher selig macht — sagt Paulus, — ist der, der durch die Liebe thätig ist. Offenbar enthält das Evangelium nicht bloß Glaubenslehren, sondern auch Mahnungen, Beispiele, denen nachzufolgen. Weiter Liebe, welche sich beweist durch die Haltung der Gebote. „Nicht jeder, der zu mir: Herr, Herr! sagt, d. h. der an mich glaubt, wird eingehen, sondern der den Willen thut meines Vaters im Himmel.“ — „Wer meine Gebote hält, der ist's, der mich lieb hat.“ — „Wer mir nachkommen will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ So Christus. Und was verlangen die Apostel anders, als daß wir nachfolgen? Paulus sagt: „Seid meine Nachfolger, wie ich der Nachfolger Christi bin. Alle, die mir nachfolgen, kreuzigen ihr Fleisch.“ Kurz! wir beobachten auch das, was er befohlen, und gebrauchen die Heilungsmittel, die er uns gegeben hat. Was wir aber speziell als Sünder zu thun haben, sagt unser Text: „Wenn wir nicht Buße thun, werden wir alle zu Grunde gehen“. Sein Jünger verlangt, daß wir würdig, aufrichtig die Buße thun. Heute beschäftigen wir uns mit der Bußanstalt, der wir uns bedienen sollen, wenn wir „im Blute des Lammes unsere Kleider reinigen“ und als Neugeborene dem Erlöser das Geleit geben, und seiner nicht ganz unwürdig sein wollen. Die Buße schließt in sich 1) wahre

Reue, 2) demütiges Bekenntnis der Schuld und 3) wahre Genugthuung.

I. Die Reue und Genugthuung. Die Sünde ist Abwendung von Gott und Hinwendung zur Kreatur, eine doppelte Bosheit. Ihr gegenüber steht die poenitentia, μετάνοια. Der Akt muß ungeschehen gemacht werden. Das geht nicht. Das Böse ist gethan und bleibt gethan für die Ewigkeit. Daher dein großer Schmerz, dein großes Leid, daß du Gott verlassen hast, vertauscht mit einem Scheingut. Statt des Diamanten hast du Glas. Also Schmerz ist in der Sinnesänderung notwendig enthalten. Dann der feste Vorsatz, in Zukunft nicht mehr zu sündigen. Hast du den, so wirst du auch Maßregeln treffen, das vergangene Böse nicht zu wiederholen — Mittel, gegen die Unbeständigkeit deiner Natur, gegen den Rückfall dich wirklich zu behüten. Diese „Reue" ist so notwendig, daß Gott sie uns unmöglich erlassen kann. Er kann nicht als sein Ebenbild den ansehen, der noch am Bösen hängt, der in seinem Geiste, in seinem Willen noch ungerecht ist. Ich sage nicht, „der noch Hang, noch Neigung zum Bösen hat" — denn das ist das Grundverderben unserer Natur. Gott selbst läßt uns bei der Taufe noch diese Narbe zum Kampf. So kann also bei der Buße, insofern sie Werk des freien Willens ist, die Neigung zum Bösen bleiben, aber klar ist: Reue und Leid ist unerläßlich. Gott kann keine Sünde tilgen, solange man mit dem Geiste, mit dem Willen Sünder bleibt. Die „Tilgung" aber liegt darin, daß man zunächst das gegen seinen Nächsten begangene Unrecht wieder gutmacht. Das kann dir Gott nicht erlassen. Er kann dich von keinem seiner Gebote dispensieren. Hast du deinem Nächsten sein Eigentum geraubt, du mußt es zurückgeben. Seinen guten Namen, du mußt dein falsches Zeugnis zurücknehmen.

II. Die Beichte. Der andere Teil der Buße ist das reumütige Bekenntnis zum Diener der Kirche. — Es ist gesagt, die Beichte ist eine Erfindung der Menschen. Innocenz III. habe sie im Jahre 1215 erfunden, „um die Seelen zu beherrschen und so die ganze Welt zu regieren". Im betreffenden Kanon aber heißt es wörtlich: „Jeder Gläubige beiderlei Geschlechts soll, unter Strafe des Kirchenbannes, wenigstens einmal im Jahre seine Sünden dem Priester bekennen und den Leib des Herrn würdig empfangen". Nun ist klar, daß Innocenz doch die Kommunion nicht erfunden hat, und doch wird in einem Atem gesagt: „Einmal beichten und den Leib des Herrn würdig empfangen". Der Sinn ist: Es gab auch schon damals Namenchristen, und diesen wird ein Termin gesetzt für Beichte und Abendmahl. Versäumen sie beides länger als ein Jahr, dann folgt der Kirchenbann. Ein Beispiel: Wenn die Obrigkeit verordnet, die jährlichen Steuern sollen um Martini

bezahlt werden, so verordnet sie doch damit nicht, daß diese Steuern bezahlt werden sollen; das setzt sie als bekannt und zugegeben voraus; sondern sie sagt: wann sie bezahlt werden sollen, nennt den äußersten Termin, bis zu welchem es ohne Strafe geschehen muß. — Man hat gesagt, die Beichte sei Erfindung der Priester. Wer hat's denn erfunden, daß die Priester selbst beichten sollen? Ich beichte. Meine Amtsbrüder beichten. Die Bischöfe beichten. Der Papst beichtet. Wer hat das erfunden? — Daß die Priester nicht zu ihrem Vergnügen beichten, wird jeder glauben. Also zum Vergnügen des Beichthörers!? Nun wohl! Ich denke, es ist ein schönes Amüsement, Stunde um Stunde, oft im kalten Winter, zwischen vier Brettern zu sitzen. Hinterm warmen Ofen, auf dem weichen Sofa, mit einem Roman in der Hand würde mancher sich doch besser amüsieren. — Also um Gewinn!? Ich habe viele hunderttausend Beichten gehört, aber auf Ehre sage ich, ich habe nie dafür einen Pfennig bekommen. Hab's freilich auch nie verlangt. Was es einbringt — ich will es sagen: Wenn eine Pest eintritt, eine ansteckende Krankheit, die Cholera: dann gehen wir an das Bett des Kranken, hören seine Beichte und nehmen oft zugleich mit seinem Bekenntnis aus seinem Munde den Atem auf, der uns das Leben kostet. Der Beichtstuhl bringt sehr viel Gefahren mit sich. Ich erinnere an die Pest in Mailand. Es sind dabei Tausende von Geistlichen gestorben, weil, nachdem die aus der Stadt hingerafft waren, immer neue aus der Umgegend, aus weiter Ferne sich herbeidrängten, um zu helfen. — Die Beichte trägt uns namentlich ein einen Haß, den wir als Menschen wahrlich nicht verdienen. Man verzeiht es uns nie, wenn wir dem Wolf ein zartes Lamm, dem Verführer das Opfer seiner Verführung aus den Krallen reißen. Wir haben es nicht bloß mit „kleinen Leuten" zu thun. Auch mächtigen Sündern, solchen, die eine Krone auf dem Haupte tragen, müssen wir sagen: Entweder hört das auf, oder du hast keinen Teil an Gottes Segnungen. Die Kirche kann sich rühmen, hier nicht geschwiegen zu haben. Der Maitresse des Königs Ludwig von Frankreich, der Pompadour, hatte ihr Beichtvater, ein Jesuit, die Absolution verweigert, wenn sie die Sünde fortsetze. Der Orden mußte ihre Rache empfinden. — Die Rache einer Buhlerin geht weit. Der Tag des Gerichtes wird in dieser Beziehung manches aufdecken, was wir sagen könnten, aber nicht sagen dürfen. — Wahrlich, auch wir wissen es sehr gut, wie man „populär" wird, ein „Volksfreund" — ein „Mann des Fortschritts". Wir haben gesehen, wie eine elende Persönlichkeit, ein Ronge z. B., mit dem Worte: „Die Beichte ist Pfaffentrug" es dahin bringen konnte, daß vor seinen Wagen sich Menschen spannten. Aber das sage ich auf

Ehre: Wenn es wahr wäre, daß die Beichte eine „Erfindung“ sei der Priester, irgend eines Papstes — niemand wäre froher, als ich! Ich brauchte nicht mehr zu beichten und brauchte keine Beichte mehr zu hören. Aber es ist nicht wahr. Die Beichte ist eine göttliche Einsetzung, in der Ordnung der Buße und in der Ordnung der Natur. Ich appelliere an die uns natürlichen Begriffe von Religion und Gerechtigkeit. Solange wir Kinder waren, brauchte man uns nicht erst zu sagen, daß wir bekennen müßten, um Verzeihung zu erlangen. Solange wir es verbergen wollten, dauerte die Unruhe unseres Herzens. Wer hat es gemacht, dieses unser Herz? Ich glaube: Gott. Einem Freunde, gegen den wir uns vergingen, muten wir nicht zu, daß er uns das Unrecht vergebe, ehe wir es bekannten. In Beziehung auf die menschliche Gerechtigkeit ist es so. Ein Mensch hat gemordet und ist des Mordes angeklagt. Solange er dem Bekenntnis ausweicht, ist die Folter in seinem Herzen furchtbar. Sobald er bekannt hat, kehrt Ruhe und Trost in seine Seele zurück. Die menschliche Gerechtigkeit verlangt das Bekenntnis. Allerdings sie sagt: Wenn du bekennst, so fällt dein Kopf. Aber leugnet er bis zum Schafott, und wir haben die Gewißheit: er sei schuldig — was haben wir für ein Urteil über ihn? Wer hat ihm verziehen in seinem Herzen? Wer hat ihm nachgerufen: „Friede sei mit dir, und dort oben Vergebung!“ — Ein solcher scheidet als Feind der Menschheit, als Verbrecher, als Unversöhnlicher. — Wie ganz anders dagegen, wenn er bekannt hat! Jeder fühlt da Mitleid. — Erlaubt mir einen Vergleich. Jemand hat Gift genossen. Da ist es unumgänglich notwendig, daß er ein Brechmittel nimmt und das Gift auswirft, ehe es in das Fleisch und Blut übergeht. Die Sünde ist das moralische Gift. Solange der Mensch sie nicht auswirft durch ein demütiges Bekenntnis, ist sie noch eins mit ihm. Darum verlangen wir von dem Mörder, verlangen wir von einem jeden Verbrecher das Bekenntnis. Das ist das reinste sittliche Gefühl. Gott ist der Schöpfer dieses Gefühls. Widerspricht er sich? Nein! Die Beichte hat eine dreifache Epoche. Vor Adam und Eva tritt Gott selbst, und was verlangt er zuerst? Das Bekenntnis der Sünde. Sie beichten schlecht, darum geht's ihnen schlecht. Adam wirft die Schuld auf sein Weib; Eva auf die Schlange. Hätten unsere Stammeltern gleich in tiefer Demut und tiefer Reue dem Herrn ihre Sünden bekannt, ich bin überzeugt, sie wären milder bestraft worden. — Jedes Vater- und Mutterherz verlangt Offenherzigkeit von den Kindern. Die väterliche Gesinnung der Kirche würde sich schlecht bewähren, thäte sie es nicht. Sobald Gott ein Priestertum einsetzte, hat er auch die Beichte darangebunden. „Wer immer“ — heißt es im Alten

Testament — „Mann oder Weib, eine Sünde begangen, der trete hin zum Priester, auf daß der Priester darbringe ein Sühnopfer nach Größe und Bosheit der Sünde.“ Dann werden aufgezählt die verschiedenen Sünden mit ihren verschiedenen Strafen. Also mußte der Sünder dem Priester die Sünde und Bosheit zu wissen thun. Dann erst konnte der Priester die Strafe bestimmen. Zweitens: bekannt ist, daß kein Opfer anderswo gebracht werden konnte als in der Stiftshütte und im Tempel zu Jerusalem. Bekannt ist ferner, daß die Opfer alle öffentlich dargebracht wurden. Wir haben also 1) zwischen dem Priester und dem Sünder das Bekenntnis, sodaß die Strafe bestimmt werden konnte. Das ist offenbar die Privatbeichte. Bei öffentlichen Sühnopfern haben wir dann gleichbedeutend 2) das öffentliche Bekenntnis der Sünde. Daher bei Moses und den Propheten die vielen Mahnungen, daß man ja nicht die Sünden verschweigen solle. Salomo sagt: „Oeffne nicht leichtfertig jeglichem Menschen dein Herz, aber dem Priester wegen der Sünde“. Derselbe: „Es giebt eine Scham, die führt zum Verderben“. — Als Johannes der Täufer die Taufe der Buße einführte, da liefen die Massen zu ihm hin und wurden von ihm getauft; die Priester aber schickten eine Gesandtschaft aus, ihn zu fragen, wer er sei. Als er bekennt, er sei nicht der Messias, da fragen sie: Warum taufest du denn? Johannes antwortet: „Ich taufe euch mit Wasser zur Buße. Der aber nach mir kommt, der ist stärker denn ich, dem ich auch nicht genugsam bin, seine Schuhe zu tragen; der wird euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen.“ — Von ihm, vom Johannes, heißt es: „Sie ließen sich taufen von ihm und bekannten ihre Sünden“. An die Stelle der Johannistaufe trat die Taufe Christi, das Bekenntnis dagegen ist beibehalten. Nur die Sühne ward ersetzt durch die Taufe. Christus sagt: „Denen ihr die Sünden vergebet, denen sind sie vergeben; und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten“. (Joh. 20, 23.) Aehnlich: „Was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein; und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los sein“. (Matth. 18, 18.) Es ist wahr, Christus spricht hier nicht vom Bekenntnis. Verlangt er es nicht mehr? Betrachten wir die Umstände. Die Zuhörer sind Israeliten. Sie wußten, daß das Bekenntnis verlangt wird wie vom Naturgesetze, so vom positiven Gesetze Gottes. Es wird nicht das Bekenntnis aufgehoben, sondern die richterliche Gewalt von den Priestern auf die Apostel übertragen. Und setzen die Worte nicht voraus, daß die Apostel Kenntnis bekommen müssen von den Sünden? Können sie ohne eine solche ein Urteil fällen? — Warum übt denn Christus nicht persönlich, nicht ausschließlich diese göttliche Gewalt? Warum

überträgt er sie seinen Aposteln? Giebt ihnen gleichsam einen Schlüssel, mit dem man das Himmelreich öffnen und zuschließen kann? Das Urteil muß doch abhängen von der Kenntnis der Sache, und nicht vom Zufall. — Wir sehen: Christus hat dem Priester des Neuen Bundes etwas verliehen, was der Priester des Alten Bundes nicht hatte. Der des Alten hörte das Bekenntnis, aber er hatte nur die Aufgabe, nach dem Gesetze die betreffende Strafe zu „verkündigen", die Bedingungen der Sühne auszusprechen. Er hatte nicht die richterliche Gewalt. Diese hat erst Christus seiner Kirche übertragen. Man kann daher nicht sagen: „Was drängt sich immer der Priester zwischen mich und Gott?" Jawohl! mit mir als Mensch hast du nichts zu thun. Das weiß ich so gut wie du. Aber das weiß ich auch, daß Gott seine Gewalt übertragen kann, sie überlassen kann, wem er will. Der König hat die richterliche Gewalt. Aber er übt sie aus durch die Behörden, die er dazu aufstellt. Diese Richter handeln nicht als einfache Bürger. Ihr Thun ist nicht ein unbefugtes Sich-eindrängen zwischen König und Unterthan. Und was würde er antworten demjenigen Unterthan, der an ihn sich wendete mit dem Wort: „Dein Kreisgericht, dein Obergericht erkenne ich nicht an. Nur von dir selbst will ich gerichtet sein." Er würde antworten: „Es muß nicht ganz richtig sein mit deinem Kopfe; du widersprichst dir ja. Wenn du mich anerkennst, dann anerkenne auch mein Gericht." — Oder was besagen denn Christi Worte: „Was ihr binden werdet auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden sein; und was ihr lösen werdet auf Erden, das soll auch im Himmel los sein?"

Die Beichte ist also so gewiß Gottes Stiftung, als es gewiß ist, daß Gott das Amt übertragen hat. Man sagt: „Bekenne Gott deine Sünde". Warum? Damit Gott sie wisse? Er weiß sie ohnehin. Sondern bekenne sie dem, von dem du die Verzeihung erlangst nach seiner Einsetzung. Die Beichte ist das eigentliche sittliche Gericht. In der Welt haben wir Militärgerichte, Handelsgerichte, Kriminalgerichte. Das Christentum ist auch eine Gesellschaft, ist die religiös-sittliche Ordnung. Auch das Christentum wird demnach sein Gericht haben. Das ist die Beichte. Ich nehme wahrlich Gott nicht seine Gerichtsbarkeit, wenn ich von der Beichte spreche. Im Politischen glauben wir nicht, durch Behörden Gott eine unerlaubte Konkurrenz zu machen. Gott ist der Schöpfer; aber dennoch haben wir Eltern; Gott ist das Licht, aber dennoch haben wir Lehrer, bedürfen wir Erzieher. Gerade die Mitthätigkeit des Geschöpfes mit dem Schöpfer macht die Schönheit, die Harmonie der Schöpfung aus. Wo kein Richter ist, da sehe ich auch keine Gesetzgebung, keine Verwaltung. Die Kirche kann sich nicht be-

gnügen mit der „Polizei“. Die „äußerliche Polizei“ ist noch lange kein Christentum. Die Kirche ist eine Anstalt für Gerechtigkeit, eine Anstalt, welche die Seelen erzieht. Aber wie ist an Seelsorge zu denken ohne Kenntnis dieser Seelen? Wie kann ich tausend Täuschungen der Genußsucht, der Habsucht, des Stolzes aus der Seele reißen, wenn es mir versagt wird, hineinzuschauen? Man spricht wohl von der Predigt. Aber genügt denn die Predigt? — Die Predigt ist nicht eigentlich das, was die Seele vom Bösen zurückreißen kann. Wir sprechen oft über die Köpfe weg und von der Hälfte der Anwesenden werden wir entweder mißverstanden oder überhört. Und fahren wir über ein Laster her, so wehren sich die meisten. Treffen wir, so sagt man: Die da haben's reichlich bekommen. Die eindringlichsten Worte schickt man an die Adresse seiner Nachbaren. Im Beichtstuhl ist das anders. Im Beichtstuhl ist nur einer, und diesem einen brenne ich, was notthut, in die Haut: „Das ist für dich“. Wenn die Beichte nicht weh thäte, dann würde ich gern glauben, sie sei Menschenerfindung. Aber sie hält die Ordnung Gottes aufrecht und erzwingt sie. Eine Krankheit kann nicht mit lauter Süßigkeiten kuriert werden. Gute Medizin ist meistens bitter. Und dazu kommt das schneidende Eisen und der brennende Pfahl. Hochmut und Stolz war die Sünde der Engel, unserer Stammeltern, unsere eigene. Wie soll er geheilt werden? Nur durch Demütigung. Entfernt muß werden diese niederträchtige Heuchelei, wo einer, der tausendmal mehr gesündigt hat als andere, dennoch für besser sich ansieht und will angesehen werden, als diese. Und dazu kommen die Lieblingssünden. Besonders diesen thut die Beichte weh. Es giebt demnach Gründe, gegen die Beichte sich zu erheben. Aber gelten diese Gründe vor Christus? Gelten sie vor deinem Gewissen? Du kämpfest für deinen Stolz, für deine Unordnung. Hat doch selbst Voltaire gesagt: „Die Beichte ist eine so heilsame Anstalt, daß, wenn sie nicht erfunden wäre, sie erfunden werden müßte“. Aber nun denkt euch den Fall, sie wäre nicht von Anfang an dagewesen. Es unterliegt keinem Zweifel: kein Bischof, kein Papst wäre imstande gewesen, sie einzuführen. Wer hätte sich's gefallen lassen? Nebensachen kann man wohl einführen — aber wie steht's mit den Hauptsachen? Wie da, wo es sich handelt um ein Sakrament?

Finde dich also mit der Wahrheit ab. Brauche die Medizin einmal, aber brauche sie so, daß du sie nie mehr nötig hast. „Sündige hinfort nicht mehr“ — du brauchst dann auch nicht mehr zu beichten. Aber solange du noch als Sünder dich erkennst, so lange verschmähe auch nicht die Beichte. Denke an deine ewige Seligkeit. Du bedarfst der Vergebung Gottes. Gott bedarf deiner

nicht. Und er hat gesagt: „Denen ihr die Sünden vergebet, denen sind sie vergeben". — Amen.

Neunzehnter Vortrag,

gehalten am Ostersonntag, den 8. April 1860, vormittags.

Christus ist auferstanden.

Text: Luk. 24, 34. „Der Herr ist wahrhaft auferstanden." Der Herr ist wahrhaft auferstanden. Das ist die Botschaft, die diesen Tag auf ewige Zeit für den frohesten Tag erklärt hat. Der Tag hat das mit seinem Urheber gleichsam gekreuzigte Christentum aus dem Grabe erweckt zu dem Leben, das es schon über achtzehn Jahrhunderte lebt. Unser Glaube, unsere Liebe, unsere Hoffnung fußt auf diesem Kapital. Statt aller anderen Beweise ist als letzter seine Auferstehung gegeben als unabweisbarer Beweis. Denn nach dem Tode kann niemand mehr betrügen. Wer vom Tode aufsteht, der hat die Wahrheit gesagt. Darum ist es nicht überflüssig, am heutigen Tage uns mit aller erdenklichen Ruhe und Kaltblütigkeit zu überzeugen von dieser Wahrheit, uns lebendig damit zu durchdringen. Achtet auf die Beweise. Ihr sollet die Richter sein. Ich werde gehen nach den strengsten Grundsätzen des Rechtsverfahrens. Ich führe euch drei Parteien vor:

1) Die neuen Heiden. Die, welche die Gottheit Christi wegleugnen. Es sind nicht Juden, nicht Mohammedaner, nicht alte Heiden, nicht Christen. — Sie werden sich nicht beleidigt fühlen, ich nehme von ihnen die Schmach dieses Namens.

2) Die Pharisäer. Pharisäer, nicht Juden. Denn von den Juden haben sich Tausende Christus hingegeben und thun es noch heute, auf seine Auferstehung hin.

3) Die Christen. Zu ihnen gehören die Apostel als die ersten unter ihnen.

Erheben wir zunächst den Thatbestand. Christus ist vom Kreuze abgenommen und nach jüdischer Sitte in einem Felsengrabe beerdigt worden, das heute noch zu sehen ist und von Millionen gesehen worden ward. Am dritten Tage war er nicht mehr im Grabe.

Dabei ist nur dreierlei möglich.

1) Die Behauptung der Neuheit, die 1786 zum ersten Male gehört ward. Christus ist derselben zufolge ins Grab gelegt, aber dennoch nicht auferstanden, auch nicht weggenommen, sondern gar nicht tot gewesen. Bloß in Ohnmacht gefallen, erholte er sich

in seinem Grabe, kam wieder zu sich und entfernte sich auf ganz natürliche Weise.

2) Er war tot, — so sagen die Pharisäer — aber er ist nicht auferstanden, sondern seine Jünger haben ihn entfernt.

3) Er ist auferstanden — so sagen die Christen — und wir haben ihn lebend gesehen. — Wenn von drei Parteien sich zwei jedesmal widersprechen, so muß man wohl der dritten recht geben, wenn kein Viertes mehr möglich ist. War er tot, so konnte er entweder nur durch eigene Kraft, durch Auferstehung oder durch fremde Kraft aus dem Grabe kommen.

I. Die erste Partei nun sagt: Christus war nicht tot. — Es handelt sich um eine geschichtliche Frage. Da muß man Beweise beibringen. Wer behauptet und nicht beweist, ist kein Geschichtschreiber. Wer ohne Beweis wegleugnet, was achtzehn Jahrhunderte für wahr gehalten, der verdient kaum gehört zu werden, jedenfalls keinen Glauben. Zeugnisse nun sind nicht da. Doch ja! diese Partei hat ein Falsum begangen. Im Jahre 1786 ist die Behauptung von einem Professor in Heidelberg als Hypothese ausgesprochen worden. 1846 erschien ein Büchlein mit derselben zu Leipzig. Zur Zeit der Rongeschen Herrlichkeit ward dies Büchlein massenhaft verteilt. Den Bauern schob man es bei Nacht unter die Thürschwelle, den Mädchen gab man es am Brunnen zum Geschenk. Es heißt von diesem Buche: „Zur Zeit Christi schrieb ein Essener zu Jerusalem an seinen Ordensbruder, einen Essener zu Alexandrien in Aegypten, in lateinischer Sprache alles, was bei der Kreuzigung vorgegangen. Dieses sein Schreiben ist vor wenigen Monaten in Alexandrien in einem alten Kloster aufgefunden worden, und der Auffinder hat auf seiner Reise aus Aegypten über Leipzig nach Paris Zeit gehabt, eine getreue Uebersetzung ins Deutsche zu geben, und bietet diese dem denkfähigen Publikum als Beweis der Wahrheit. — 1) Der Simpel hat nicht bedacht, daß damals in Jerusalem nicht Latein, sondern entweder die Landessprache oder Griechisch gesprochen ward. 2) Das Dokument hat niemand gesehen, wo ist es hingekommen? 3) Der Orden der Essener hat in Aegypten gar kein Mitglied gehabt das ganze Jahrhundert hindurch. — Die Behauptung ist also: Christus ist gar nicht tot gewesen. Und doch erzählen es alle Evangelisten. Und doch haben alle Geschichtschreiber aller Religionen den Tod Christi berichtet, ohne einen Schatten von Zweifel. Woher haben denn diese Männer im neunzehnten Jahrhundert ihre Weisheit? Und wo ist denn Christus gestorben? Oder ist er gar nicht gestorben? Und welchen Todes? Und wenn nicht das Grab zu Jerusalem das echte, — wo ist denn das wahre? Auf alle diese Fragen volles Stillschweigen. Bis auf den heutigen

Tag ist nicht geantwortet. Gegen die Behauptung aber sprechen die Pharisäer, die Fürsten des Volkes, die ungeheuren Massen, welche zu Ostern in Jerusalem vereinigt waren und dem Erlöser folgten. Sie sind erst weggegangen, als er den Geist aufgegeben. Dann die Soldaten, die amtlichen Auftrag hatten, die Beine, vorzugsweise das Genick, zu brechen, damit man keinen lebendig begrabe. Den Zweiten erkennen sie als lebend und brechen ihm das Genick. Dem Dritten brechen sie das Genick nicht; sie erkennen ihn für tot; aber sie stoßen ihm die Lanze in die Seite und heraus floß Blut und Wasser. Ihre Absicht dabei ist, den Tod, wenn er nur Schein war, sicher herbeizuführen. Man stößt sich daran, daß das Blut noch flüssig ist: Christi Blut aber hat sich nicht zersetzen sollen. Denn die Zersetzung ist ein Anfang der Verwesung. Von Christus aber hatten die Propheten gesagt: „Der Heilige wird die Verwesung nicht sehen". Ich berufe mich hier auf einen Gelehrten, der eine Abhandlung über diesen Lanzenstich geschrieben hat. — Die Wunde ist nicht eine kleine. Der Apostel Thomas sagt später: „Werde ich nicht meine Hand hineinstoßen in die Seite" 2c. Es ist also eine Wunde in der Brustregion, so groß, daß ein Mann seine Hand hineinstoßen kann.

Wir haben aber auch einen amtlichen Zeugen, das ist der heidnische Hauptmann. Er hat den amtlichen Auftrag, den zum Tode Verurteilten auch wirklich zum Tode fördern zu lassen. Er wird gefragt, ob Jesus tot sei, und bezeugt dem Pilatus, seinem Vorgesetzten: „Ja, er ist tot". Wir haben andere Zeugen: Seine Mutter. Beerdigt wohl eine Mutter ihren Sohn, ihren einzigen Sohn, ohne sich in dem Maße, in dem es nur möglich ist, seines Todes zu vergewissern? Dann den Joseph von Arimathia, den „ehrbaren Ratsherrn", den Nikodemus, den „Obersten unter den Juden", die frommen Frauen. Haben diese wirklich so leichtsinnig gehandelt, daß sie einen Scheintoten beisetzten? Christi Leib war furchtbar gemißhandelt worden. Von der Fußsohle bis zum Scheitel schon durch die Geißelung eine Wunde. Das Blut klebte daran seit Stunden. Der Leichnam wird von den eisernen Nägeln losgewunden, gewaschen, mit 100 Pfund Balsam eingewickelt, in große Leinen geschnürt, Füße und Hände straff angezogen. Der ganze Leib nach der Sitte Israels mit Spezereien zusammen so eingefangen, wie wir neugeborene Kinder zu wickeln pflegen. Es ist eine physische Unmöglichkeit, daß ein so eingewickelter Mensch sich nur bewege. Schließt nun noch zu, versiegelt das Grab, und wieviel gebt ihr dafür, daß er zum Leben kommt, auch wenn er nur in tiefer Ohnmacht liegt? Käme er auch zum Bewußtsein wieder, er ist vollkommen unfähig, eine Be=

wegung zu machen. War er noch nicht tot, dieses Begräbnis genügte zum Sterben.

II. Die Pharisäer. „Wir erinnern uns“, sagen sie, „daß dieser Betrüger — denn das ist der Titel, den man ihm giebt — gesagt hat: Am dritten Tage werde ich auferstehen; darum befiehl, daß man das Grab verwahre bis an den dritten Tag, auf daß nicht seine Jünger kommen und stehlen ihn, und sagen zum Volke: Er ist auferstanden von den Toten, und werde der letzte Betrug ärger, denn der erste.“ — Pilatus hatte satt die ganze Geschichte. Pilatus sagt: Bewachet ihn selbst, — ihr habt ja eure Soldaten. Sie thun es. Gewiß nehmen sie starke, zuverlässige Leute. Sie gehen und versiegeln das Grab. Haben sie sich nicht umgesehen, ob Christus darin war, oder nicht scheintot, ehe sie dem Toten die Militärwache aufstellen, damit er nicht wieder ins Leben komme? Sie hätten ihn lieber zum zweiten Male getötet, als ihn scheintot liegen lassen. Das sind Beweise gegen die ohne Schatten von Beweis aufgestellten Behauptungen der Neuheit. Die Pharisäer haben das nie gesagt, was die Neuheit sagt. Es war zu dumm für sie. Schickt diese Zeugen aus dem Verhörsaale, es ist nichts mit ihnen.

Ist man aus dem Gebiete der Wahrheit erst heraus, dann schluckt man Absurditäten. „Sie kamen zusammen und hielten einen Rat und gaben den Soldaten Geld genug und sprachen: Saget, seine Jünger kamen des Nachts und stahlen ihn, dieweil wir schliefen. Und sie thaten, wie sie gelehrt waren.“ Wer mehr sagt, als er sagen kann, der lügt ganz gewiß. „Während wir schliefen, kamen die Jünger.“ Nun, während du schliefst, mag freilich viel passiert sein, aber warum müssen es gerade die Jünger gewesen sein? Hast du sie gesehen, dann hast du nicht geschlafen. Du lügst. Die Lüge ist handgreiflich. — Was die Pharisäer sagen, ist moralisch unmöglich. Die Jünger hätten nie Komplott gemacht, die Welt zu betrügen. Wie ist denn ihre Reputation? Außer daß sie Anhänger Christi seien, haben selbst die Juden ihnen nichts vorgeworfen. Arme einfache Fischer sollten sich in den Kopf gesetzt haben, die Welt zu betrügen? Ein Toter sei auferstanden, man müsse ihn als Gott anbeten. Sind sie jene mutigen Leute, denen man einen solchen Plan zutrauen kann? Der eine hat noch soeben um einer Magd willen ihn verleugnet. Die anderen sind schon vorher weggelaufen. Solche Männer sollten ein mit einem öffentlichen Siegel verwahrtes Grab angreifen in der unmittelbaren Nähe der Stadt Jerusalem zu einer Zeit, wo immer einige Millionen Menschen da waren? Die Stadt vermochte auch nicht den geringsten Teil zu beherbergen, deshalb war der ganze Oelberg bedeckt mit Zelten, unter welchen man die Nächte zubrachte. Alle Dokumente

sind darüber einig, daß das Grab zwischen dem Stadtthor und dem Kreuzigungsorte liegt. Also mitten unter all diesen Menschen hätten die Fischer den Mut gehabt? Die Leinen, welche an den Wunden und Spezereien zusammenkleben mußten, werden gefunden, ordentlich zusammengelegt, ebenso das Schweißtuch, das eine auf der einen, das andere auf der andern Seite. Haben wirklich die Apostel sich diesen Spaß gemacht, sich die Mühe gegeben, sich die Zeit genommen, anstatt den Leib fortzubringen, noch erst am Grabe dieses Experiment vorzunehmen?

Dazu kommt, daß die Pharisäer selbst ihr ganzes Gebäude der Lüge niederreißen. Hätten die Jünger ein solches Staatsverbrechen begangen, was verdienten sie? Und was geschieht? Keiner wird eingezogen, bestraft, zum Tode verurteilt. Sie gingen frei aus. Ja, am Pfingstfeste wendet sich Petrus an die Juden und sagt: Brüder — ihr habt den Gerechten von euch gestoßen, den Mörder freigelassen, den Urheber des Lebens aber zum Tode verurteilt. Die Apostel klagen die Nation des Gottesmordes an, in Jerusalem, unter den Augen des Pontius Pilatus. Sie predigen das, — und der Fischer Petrus bekehrt 5000 Juden. Die Pharisäer und der Hohepriester fangen an zu toben und zu wüten, aber bei einer zweiten Predigt bekehren sie 2000 andere, und es geht so weit, daß Gamaliel im Rate sagen muß: „Widerstehet nicht dem Werke. Ist es nicht von Gott, so wird es untergehen." Man begreift wohl, daß es den Pharisäern ein entsetzlicher Gedanke gewesen sein muß: Wir sollten die Glorie Israels ans Kreuz geschlagen haben? Ein Mensch in solcher Lage greift nach jedem Schatten gegenüber dem Glauben der anderen, die da mutig auf sich nehmen den ganzen Mut ihrer Feinde, um, wie Stephanus, ihnen die volle Wahrheit zu sagen, wenn auch ein Regen von Steinen über ihn herbricht, der ihn wohl tötet, aber nicht hindert, daß Stephanus diesen Tod aufnimmt als seine Seligkeit.

III. Die Christen. 1) Paulus im Korintherbriefe, Kap. 15, belehrte diejenigen, welche, von den materialistischen Lehren der Schule Epikurs angesteckt, die Auferstehung der Leiber leugneten, und sagt: Christus ist auferstanden, also giebt es eine Auferstehung der Toten. Dabei zählt er die Zeugen: 1) Simon Petrus, das Haupt der Kirche. Danach 2) die Zwölfe. 3) Mehr denn fünfhundert Brüder auf einmal, deren noch viele leben. 4) Jakobus. 5) Alle Apostel. Mit diesen wandelte er 40 Tage lang, ließ sich von ihnen anfassen, betasten, aß mit ihnen, trank mit ihnen. Dann hebt er hervor das Gewicht dieses Zeugnisses: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, so seid ihr noch in euren Sünden". Dann

sind sie die unglückseligsten aller Menschen. Warum? Dann baut sich ihr Glaube auf Trug und Lüge. Dann haben sie von Gott nichts als Verdammung zu erwarten, und im zeitlichen Leben sind sie bei Vater und Mutter verflucht, bei allen Gerichten als rechtlos erkannt. Vor Gericht genügte es, einen als „Christ“ zu bezeichnen, dann ward er nicht gehört. Gewöhnlich gingen die christlichen Parteien aus dem Gerichtssaale zum Blutgerüste. „Wir verlieren unsere Heimat, unsere Habe, unser Leben.“ Nur der Apostel Johannes ist eines natürlichen Todes gestorben. 2) Der Glaube ist besiegelt durch das Blut von Millionen Märtyrern. Und noch mächtiger durch das christliche Leben, welches Milliarden achtzehn Jahrhunderte hindurch gelebt haben. Besiegelt durch jene Freude und Seligkeit, mit welcher die Christen gestorben sind seit achtzehn Jahrhunderten in der Hoffnung auf den Glauben an die ewige Auferstehung. — Der Unglaube ist bequem im Leben. Es ist bequem, zu denken, was einem beliebt; denn dann kann man auch thun, was einem beliebt. Aber christlich sterben! Es hat noch keiner auf dem Todesbette seinen Glauben an Jesus Christus, den Sohn Gottes, aufgegeben, aber Tausende, Millionen haben, Gott sei gedankt! auf dem Todesbette sich besonnen. Die Auferstehung auferlegt uns freilich große Verpflichtungen. Ist die Sünde eine so große Missethat, daß sie gesühnt werden mußte durch den Tod eines Gottmenschen, dann müssen wir gehorchen der Stimme Gottes in unserer Brust. Ist etwas gegen dein Gewissen, ist es nicht recht, dann weg damit, selbst der Gedanke daran. Ist Christus Gott, dann müssen wir alles glauben, was er gesagt hat, und wie er es gesagt hat. Wir müssen seine Gebote achten, seine Sakramente empfangen, häufig empfangen. Dann sind wir getragen von seiner Liebe, welche stärker ist als der Tod. Dann stehen unsere Hoffnungen auf einem festen Felsen. Ja, wir können niemals angst sein. Durch ihn nähern wir uns dem Throne des allmächtigen Vaters und werden alles erlangen, warum wir bitten. Ja, dann ist unsere Hoffnung auf ewige Wonne, unsere Zuversicht auf eine göttliche Seligkeit fest; wir haben seine Handschrift darauf. Dann in allen Versuchungen, in Glaube und Sitte richten wir uns auf mit dem Worte: Ich glaube an Jesus Christus. Er ist auferstanden. Ich werde mit ihm auferstehen, mit ihm selig sein. — Amen.

Zwanzigster Vortrag,

gehalten am ersten Ostertage, den 8. April 1860, nachmittags.

Maria, die Jungfrau.

„Das ist deine Mutter.“ (Joh. 19, 27.) Christus hat ganz für uns sich hingegeben. Er entäußerte sich aller Güter, da er arm lebte. Er starb als der Mann der Schmerzen, zertreten als ein Wurm. Er gab preis seine Ehre der Bosheit, seinen Leib den Leiden, der Kreuzigung, dem Tode. Auf dem Kreuze sieht er seine Habe verteilt; sein Blut rinnt aus seinen Wunden. Er hat nur ein kleines sich vorbehalten, das Kleinod seines Herzens, seine reine, jungfräuliche Mutter: er wird sich auch von ihr trennen. Wem wird er die vielgeliebte, verlassene Mutter anvertrauen? Wohl nur einem seiner Jünger. Dem, der den Mut gehabt hat, bis zum Ende bei ihm auszudauern, dem jungfräulichen Jüngling, der am Fuße seines Kreuzes stand, dem Johannes. Zu dem sagt der sterbende Erlöser: Siehe da, deine Mutter. Zu ihr: Siehe da, dein Sohn. Von dem Augenblicke an nahm Johannes die Mutter Jesu zu sich.

Die Kirche hat immer geglaubt, daß Johannes hier alle Jünger dargestellt habe. Daß Christus, der Mensch geworden ist, um unser Bruder zu werden, der uns gereinigt hat mit seinem Blute, gewollt habe, daß alle seine Brüder seine leibliche Mutter als ihre geistige Mutter ansähen. Darauf gründet sich die Verehrung, welche die Kirche allezeit bewahrt und bethätigt hat, lehrt, gutheißt, empfiehlt und übt. Wer an die Gottheit Christi glaubt, kann Maria von Christus nicht trennen, kann Maria von seinem christlichen Herzen nicht ausschließen. Die Verehrung der seligsten Jungfrau, wie sie von der Kirche geübt wird, ist nicht bloß zulässig, sondern unzertrennlich von dem Glauben an Christi Gottheit. Die Liebe zu Maria ist von der Anbetung ihres Sohnes nicht zu trennen.

Beweise: Das Christentum lehrt: Es giebt nur einen Gott. Ihm darf kein Wesen irgendwie verglichen werden. Wir dürfen demnach nie gegen ein anderes Wesen Gefühle haben, wie gegen Gott, dürfen nie von irgend einem anderen Wesen ein Gut hoffen als von diesem Wesen kommend, weil Gott der einzige Quell ist allen erdenklichen Gutes, der einzige Herr aller Habe. Einen Glauben, eine Liebe, eine Hoffnung, einen Gehorsam sind wir ihm schuldig, dürfen wir nie sonst haben. Alles, was wir Gott erweisen sollen, bezeichnet man mit dem Worte „Anbetung“. Also: Nur Gott darf angebetet werden. So die Lehre der Kirche. Aber dieselbe Kirche lehret, daß man unter den Ge-

schöpfen gar manche findet, denen man schuldig ist Hochachtung, Hochschätzung, Verehrung. „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren." Das ist etwas mehr als Gleichgültigkeit. Soll sich erweisen in ehrerbietigem Aeußern, Rede, That, Gesinnung. Es ist auch die Weisung des Christentums: „Ehre, dem Ehre gebührt." Der Unterthan soll seinen Vorgesetzten ehren, der Dienstbote soll seine Herrschaft ehren. Es ist von keiner „Anbetung" die Rede. Vor wahrhaft Tugendhaften haben wir Hochachtung. Jeder Gebildete hat Achtung vor dem Manne der Wissenschaft, der Kunst. Jeder Soldat hat Achtung vor seinem General, vor der Tapferkeit seiner Kameraden. Es giebt wissenschaftliche Auszeichnungen für wissenschaftliches Verdienst; militärische Auszeichnungen für militärisches Verdienst. — Nun, in der Kirche Christi, welche da ist eine Heiligungsanstalt, wird man da gleichgültig sein gegen diejenigen, die durch ihre Tugend sich auszeichnen? Ich denke: die Kirche kann die Tugend nicht besser fördern, als indem sie die Muster der Tugend hinstellt als Gegenstand der Nachahmung. Von einem Anbeten ist hier natürlich keine Rede.

Wie steht's nun mit Maria? Für diejenigen, denen Christus nichts ist als ein Jude, ist Maria natürlich nur die Mutter eines Juden. Für diejenigen, für die Christus nicht einmal mit Ehren unter den Menschen erscheinen würde, ist Maria natürlich noch viel weniger. Für diejenigen, für die Christus Gottes Sohn ist, ist Maria die Mutter Gottes. Natürlich nicht die Mutter seiner Gottheit. Soviel versteht die Kirche auch noch, daß sie Gott keinen Anfang zuschreibt. Soviel weiß jedes Kind in unseren Schulen und jedes alte Mütterchen in ihrer Kammer. Für diejenigen ferner, für die es feststeht, daß nicht zwei Christusse da waren, sondern ein Christus, ein Christus mit zwei Naturen, der göttlichen und der menschlichen Natur — die Gottheit mit einem menschlichen Leibe und einer menschlichen Seele —, für die steht auch fest, daß Maria geboren hat den, der seiner göttlichen Natur nach ewig ist. „Mutter Gottes" ist daher der Titel, den die Kirche durch alle Jahrhunderte hindurch der Maria gegeben hat, solange man den Glauben an die Gottheit Christi festhielt. Unsere Mütter geben nicht unserer Seele das Dasein. Unsere Seele entsteht durch die Erschaffung Gottes. Aber dennoch nennen wir unsere Mütter „Mütter", wenn wir auch von ihnen nur den Leib haben. Ist nun der Glaube an die Gottheit Christi eine Grundlehre oder nicht? Wenn ja! so ergiebt sich daraus, daß man von der Maria ganz anders denken muß, als von jeder andern Persönlichkeit. Freilich, selbst Millionen Marias können nie mit Gott verglichen werden; sie bleibt immer Geschöpf. Aber unter den „Geschöpfen" ist keines

unserer Liebe, unseres Dankes so würdig, als Maria. Sie ist das vollkommenste „Werk“ Gottes. Oder glauben wir nicht, daß, wenn Gott Mensch werden wollte, er auch die auserwählte Mutter auf ganz besondere Weise dazu vorbereitet, würdig gemacht hat? Sie sollte doch sein die „Mutter des Erlösers“, d. h. desjenigen, aus dem und durch den alle Gaben uns zufließen.

Daraus leitet sich natürlich ab die Lehre von der „Unbefleckten Empfängnis“. Was bedeutet sie? Denn ehe wir urteilen, müssen wir verstehen. Die Frage ist die: Adam und Eva sind erschaffen in Gerechtigkeit und Heiligkeit, fähig, zur unmittelbaren Anschauung Gottes zu gelangen. Sie haben diese Gabe vergeudet durch ihre Sünde für sich und für ihre Nachkommenschaft. Wir bekommen die Gnade weider in der Taufe. Wir werden wieder Kinder Gottes. Die Gnade der Wiedergeburt ist uns zugewandt wegen der Verdienste Christi. Hat nun Gott der Seele der Maria gleich bei deren Erschaffung — bei deren „Empfängnis“ — die Gnade gegeben, die er unseren Stammeltern bei deren Erschaffung gab, oder hat er sie zuerst als Naturwesen erschaffen und erst später ihr Gnade erteilt? Die Kirche sagt ersteres. Die Maria war nie die „Feindin Gottes“; ist nicht empfangen als „Kind des Zornes“. — Warum? Wegen ihrer Person? Nein, sondern im Hinblick auf ihre Bestimmung, im Hinblick ferner auf die Verdienste Christi, ihres zukünftigen Sohnes, denn auch sie hat keine Gnade, denn durch Christus.

Man hat gesagt, dann bedürfe sie der Erlösung nicht. Das ist nicht gut überlegt. Eine Medizin, welche der Krankheit vorbeugt, befreit uns ebensogut von derselben, als die, die nachher kommt. — Daß aber die Jungfrau den Vorzug hat, das muß doch jeder begreifen. Christus ist der neue Adam. Der erste Adam ist aus der reinen, jungfräulichen, von der Sünde noch unbefleckten Erde gebildet. Ist es zu viel, wenn Christus seiner Mutter die Gnade erteilt, gleich von Anfang an ebenfalls rein, von Sünde unberührt zu sein? Ist denn nicht unsere Erlösung überhaupt ein Geschenk? Sie ist vollbracht vor Hunderten von Jahren. Wir bekommen sie ohne alles eigene Verdienst. — Die Aufgabe der Maria war eine ganz besondere. Sie sollte den Schmerz empfinden, den Christus empfand: — ihr ward der Dolch ins Herz gestoßen. — Christus ist das „Lamm, welches trägt die Sünde der Welt“, — aber Maria wird dies Lamm erziehen, sie pflegt es, sie erfüllt an ihm alle Pflichten einer Mutter. So etwas haben wir nicht gethan, nicht gelitten. Ist es zu viel, wenn sie bewahrt wird vor der Sünde um des Verdienstes ihres Sohnes willen, durch den wir alle erlöst und von der Sünde gereinigt werden? — Ist es anzunehmen, daß der Satan

sagen kann: Sie war einst „ein Kind des Zorns", war einst meine Sklavin? Nein! — Gleich im Paradiese ist die „Unbefleckte Empfängnis" mitverkündigt. „Ich werde Feindschaft setzen", sagt Gott, „zwischen dir und dem Weibe." Gott ist der Urheber der Scheidung Marias von dem Satan. Die Bösen sind Satans geistige Kinder. War sie je Sünderin, so würde sie zur Nachkommenschaft der Schlange gehören, nicht aber deren „Feindin" heißen. Daraus erklärt sich die Erscheinung, daß der künftige Erlöser abstammen werde von der „Jungfrau". Der Prophet Elias sieht „die Jungfrau" sich erheben und einen erquickenden Regen ausströmen über alle Völker. Die Chinesen erwarten das Heil von dem „Sohne einer Jungfrau". Und Virgil in seiner vierten Ekloge besingt nach einem Orakel die Zeit, wo eine ganz neue Ordnung der Dinge werde herbeigeführt werden durch „den Sohn einer Jungfrau".

II. Aus ihrer Würde ergiebt sich von selbst ihre zweite Glorie: ihre unbefleckte, jungfräuliche Reinheit während ihres Lebens. Alle Glaubensbekenntnisse ohne Unterschied, das Nicänische, das Athanasianische 2c., sagen: „Christus ist geboren aus der reinen Jungfrau Maria". Es ist bei uns stehende Sitte, daß ihren Namen niemand ausspricht, ohne hinzuzusetzen die Worte: „die reine Jungfrau". Sie hat Christum empfangen durch das Wort der Allmacht Gottes. Wer glaubt, daß Gott der Schöpfer ist, wird wohl auch glauben können, daß Christus nach seiner menschlichen Natur keinen Vater haben konnte. Melchisedech ist ja sein Vorbild. Als Gott hat Christus keine Mutter, als Mensch hat er keinen Vater. Aber er hat auch keine leiblichen Brüder und Schwestern. Freilich, in den Evangelien ist die Rede von Brüdern und Schwestern Christi. Aber ich rate, bei solchen Stellen immer die sogenannten Parallelstellen nachzulesen. Es ist wahr, die Evangelien sprechen von Brüdern und Schwestern Christi. Aber dieselben Evangelien sagen, es seien die Kinder der Maria, der Frau des Cleophas oder des Alpheus. Also, nächste Verwandte werden hier Schwestern und Brüder genannt. In der heiligen Schrift ist das der gewöhnliche Brauch. Ich appelliere an alle Lexika. Lot z. B. ist der Neffe Abrahams und wird doch in der heiligen Schrift mehrmals sein Bruder genannt. Laban war der Oheim Jakobs, und doch heißt er wenigstens zwölfmal sein Bruder. Der handgreiflichste Beweis aber, daß Christus das einzige Kind der Maria war, ist wohl das Wort am Kreuze. Wie hätte wohl Christus sie einem Fremden anvertraut, wenn noch Söhne da waren? Und muß man denn wirklich der Mutter des Erlösers so wenig Sinn zutrauen? Ich appelliere an jedes edle

Herz, das Sinn hat für Würde und Anstand. — Der Sohn Gottes hat sie sich zu seiner Mutter gewählt. Wie kann man sich einbilden, Christo einen Dienst zu erweisen, wenn man gegen seine Mutter gleichgültig ist oder gar sie lästert! Das Christentum soll unser Leben sein, unser tägliches Leben. Wir sollen Christo nachfolgen — nachahmen. So lernen wir ja auch schreiben, malen nur durch Vorschriften, Vorbilder. Wir sollen also Christum vor Augen haben. Das Leben Christi ist der Spiegel der Seele, welche christlich leben will. Wie nun willst du ihn dir vorstellen, ohne zugleich Maria zu sehen? Kannst du seine Flucht nach Aegypten betrachten, ohne Maria zu sehen, die an ihrer Mutterbrust ihn nährt? Kannst du auf Golgatha ihn sehen, ohne zugleich Maria zu sehen am Fuße des Kreuzes ihres Sohnes, und als dessen Mutter alles leidend, was ihr Sohn leidet? — Gott ist der Urheber unserer Natur. Ist nicht im Herzen des Menschen das Bedürfnis vorhanden, eine Mutter zu haben? Gott konnte den zweiten Adam ebensogut aus dem leblosen Lehm erschaffen, wie den ersten. Warum that er es nicht? Die Menschen waren gefallen. Sie wollte er wieder erheben. Sie waren gefallen zunächst durch ein Weib. Dem Weibe ward durch das Christentum thatsächlich seine Würde zurückgegeben. Im Heidentume hatte das Weib diese Würde nicht. Aber wir haben schon als Kind unwillkürlich eine zarte Ehrfurcht für unsere Mutter, und unsere Mütter erweisen sich auch als Mütter. Nicht daß Maria das Weib erlöst hätte! Aber der christlichen Frau wie der christlichen Jungfrau schwebt Maria vor als ein reines Vorbild, ein erhebendes Vorbild, ein anziehendes Vorbild. Jeder, der das Glück gehabt, von Kindheit an den süßen Namen Maria mit dem göttlichen Namen Jesu verbunden zu hören, wird gestehen: es war gut, daß sich Maria als Mutter mir gab. Was das Christentum belebt, ist, daß es den Bedürfnissen des Herzens entspricht. Die Feste der allerseligsten Jungfrau ziehen die Kinder, ziehen das Volk in die Kirche; der Hinblick auf sie richtet manchen auf. Wir wissen, daß Christus allein unser Erlöser ist, aber wir wissen auch, daß Maria seine Mutter ist. Christus ist auch unser Gesetzgeber und unser Richter. Wer nicht gar zu zufrieden ist mit sich selbst, der wird gern sehen die Fürbitte seiner Mutter; denn sie hat mit der Gerechtigkeit nichts zu thun. Gegen eine Mutter kann jedes Kind sein Herz ausströmen lassen; die Fürbitte der Mutter hat noch kein Vater zurückgewiesen. Es freut Christus, wenn er sieht, daß seine Brüder seine Mutter verehren, achten, sie anflehen, wenn sie seiner Mutter dienen. Daher meine dringende Bitte: Lehret immer eure Kinder, wenn sie mit Andacht den Namen Christus

ausgesprochen haben als des einzigen Erlösers, auch mit Liebe seine Mutter nennen. Es ist mir entsetzlich, wenn ich Bücher finde, wenn ich Menschen treffe, die Maria lästern. Ich glaube fest, daß Christus ist der Richter der Lebendigen und der Toten, kann mir aber nicht denken, daß Christus solchen Menschen zuliebe seine Mutter aus dem Paradiese hinaustreiben wird, noch daß er Lästerer der Maria ins Paradies aufnehmen wird. Die Liebe ist die Seele aller Gebote. Im Himmel ist sie. Dort ist Friede, weil kein Lästerer, kein Zänker, kein Spötter eingelassen wird. „Was nicht in der Liebe ist, das ist nicht im Reiche Gottes." Ich frage, ob wir, die Christen, die Mutter Christi aus dem Reiche der Liebe hinaussetzen dürfen? — Die Kirche ist eine streitende, aber auch eine triumphierende. Christus ist ihr Haupt. Um ihn sammelt sich das Reich der Liebe: ich kann nicht annehmen, daß Christus den als seinen Bruder anerkennt, der seine Mutter nicht anerkennt. Betrachten wir daher diese Anerkennung nicht als einen Auswuchs, – nein! es ist ein lebendiger Ausdruck des christlichen Glaubens, der christlichen Hoffnung, der christlichen Liebe. — — — Amen.

Einundzwanzigster und letzter Vortrag,

gehalten am zweiten Ostertage, den 9. April 1860.

Von Petrus und vom Papst.

„Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." (Matth. 16, 18.) Es ist nur ein Gott. Er ist der Schöpfer der Menschen. Er hat sein Gesetz in ihr Gewissen geschrieben. Er hat, je nach den Umständen, die furchtbarsten Strafen in Aussicht gestellt oder die köstlichste Belohnung. Die Menschen haben dann ihr Ziel verkannt, sind in die furchtbarsten Verirrungen gefallen, sodaß jeder sich eigene Götter, eigene Religionen machte. Gott erbarmte sich der Menschen, sandte seinen Sohn, um durch seine Genugthuung ihre Sünden zu tilgen, — damit sie gelangen könnten zur ewigen Seligkeit. Das der Inhalt aller unserer bisherigen Betrachtungen. Christus ist unser einziges Heil. Seine Absicht war, sagt Johannes, die Zerstreuten zu vereinigen in die eine Familie der Kinder Gottes. Diese Familie nennt Christus die Kirche, das Reich Gottes, seinen Leib. Christus hat für alle denselben Glauben gelehrt, dieselben Gebote gegeben, dieselben Sakramente gestiftet. Eine einzige Herde und ein einziger Hirt.

Hat die Kirche, wie sie in der Geschichte ist, diesen Plan dargestellt? — Sie stellt sich dar als eine einzige, allgemeine. Sie ist abgeteilt zur Verwaltung in Pfarreien, aber jede derselben hält an dem gemeinsamen Mittelpunkte. Die Pfarreien bilden Diöcesen, Sprengel, die zusammenhängen mit einem Oberhirten, einem Bischof. Die verschiedenen Sprengel bilden ihre Einheit dadurch, daß die Bischöfe zusammenhalten mit dem Oberbischof, den man Papst nennt. So ist's achtzehn Jahrhunderte hindurch gewesen. Die verschiedenen Spaltungen haben das nicht verhindert.

Von Christus sehen wir, daß er um sich gesammelt hat seine Anhänger. „Ihr habt nicht mich erwählt", sagt er, „sondern ich habe euch erwählt." Unterschieden werden die 72 Jünger, die zwölf Apostel, der eine Petrus. Letzterer ist das Centralfundament der Kirche. Von ihm, von seiner Macht, laßt uns jetzt etwas sagen, und zwar zuerst und zunächst nur von seiner — des Petrus — geistlichen Gewalt; dann aber wegen der gegenwärtigen Zeitverhältnisse auch etwas von der weltlichen Gewalt des Papstes.

I. Von der geistlichen Gewalt des Petrus. Im Evangelium des Matthäus im 16. Kapitel lesen wir, wie Christus die Jünger fragt: „Wer sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sei?" Nachdem sie geantwortet, fragt er weiter: „Wer sagt denn ihr, daß ich sei?" Da antwortet Simon Petrus und sagt: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes". Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: „Selig bist du, Simon, Jonas Sohn; denn Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel". Wohl gemerkt: „Simon, Jonas Sohn", es ist eine bestimmte Person, die so heißt. — Christus fährt fort: „Und ich sage dir auch: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein; und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein." So die Worte Christi nach dem Evangelium. Wir dürfen nicht durch Advokatenkniffe den Text verdrehen. Wir sollen ihn auslegen, aber wir dürfen nichts hineinlegen und nichts hinauslegen. Was sagt denn nun der Text? Ich spreche nur meine Ueberzeugung aus. Er sagt uns: Christus hat den Simon wirklich zum „Petrus" gemacht. Er teilt dem schwachen Menschen etwas mit, das er bezeichnet mit dem Sinnbilde eines „Felsen". Was ist das? Ich glaube: Festigkeit, Dauerhaftigkeit. Er hatte

einst gesagt, der kluge Mann baue nicht auf Sand, sondern auf Fels. Jetzt sagt er, indem er vom Baue seines Hauses spricht: „Auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen 2c.“ Mir scheint, das heißt deutlich: Was das Fundament für das Haus, das ist Simon Petrus für die Kirche. Das Fundament ist die Ursache aller Festigkeit. Sinkt ein Fundament, so wird auch das Gebäude reißen, vielleicht stürzen. Christus setzt hinzu: „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen“. Unerschütterlichkeit, Unzerstörbarkeit des Gebäudes ist ausgesprochen in diesem Worte. Ist das Gebäude fester als das Fundament, oder fester ohne Fundament? Nie. „Ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben.“ Ueberreichung der Schlüssel bedeutet Anerkennung der Gewalt, wie mir scheint. Ich will meine Auslegung niemand aufdrängen. Christus sagt demnach dem Petrus: „Niemand soll dir wehren können, zu öffnen und zu schließen; du bist mein Stellvertreter. Verantwortlich nur mir.“ An einer andern Stelle steht statt öffnen und schließen: „binden“ und „lösen“. Man bindet, indem man ein Gesetz macht; man löst, indem man es zurücknimmt. Daher die Redensart: Es ist erlaubt, den Sabbath zu lösen, d. h. die Gesetze des Sabbaths aufzuheben. Mir scheint also, daß hier dem Petrus die gesetzgebende Gewalt gegeben sei. Noch zwei Stellen: Vor dem Falle Petri sagt Christus: „Simon, Simon, siehe, der Satanas hat eine große Lust, euch zu sieben, wie man den Weizen siebt; ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre. Und wenn du dermaleinst dich bekehrest, dann stärke deine Brüder.“ (Luk. 22, 31.) Christus redet hier wiederum den Petrus an: „Simon, ich habe für dich gebeten“. Die Verleugnung war ein Akt der Feigheit, der Mutlosigkeit des Petrus — nach diesem Falle „stärke die Brüder“. Ich glaube hier wieder einen Vorrang des Petrus vor den übrigen Aposteln zu sehen, ein Amt. Dritte Stelle: Joh. 21, 15—19, wo Christus nach der Auferstehung den Petrus abseits nimmt und ihn dreimal fragt: Petrus, liebst du mich? Petrus antwortet jedesmal bejahend. Christus sagt ihm: 1) weide meine Lämmer, 2) weide meine Schäfchen — richtig übersetzt, und 3) weide meine Schafe. Mit den Lämmern, den Schäfchen und Schafen hat Christus die ganze Herde bezeichnet. In der symbolischen Sprache, der er sich bedient bei der Aussage über das Jüngste Gericht, unterscheidet er Schafe einerseits, Böcke andererseits. In anderen Stellen hat er sich uns dargestellt als den einzigen rechtmäßigen Hirten. — Christus ist der wahre Hirt, der Hirt aller Schafe. Diese folgen ihm. — Nun scheidet Christus sichtbar, und setzt einen sichtbaren Menschen als Hirten seiner ganzen Herde. Ich denke mir die Sache so, die

Herde wird ihm, Christo, folgen. Christus führt sie aber zu Petrus und sagt zu ihm: „Weide meine Herde!“ Christi Herzenswunsch ist: Ein Hirt, Eine Herde. Ich könnte noch vieles hinzusetzen aus der heiligen Schrift. Ich begnüge mich, meine Ueberzeugung auszusprechen. Meine Ueberzeugung, mein Glaube ist, daß Christus seiner sichtbaren Kirche wirklich ein Oberhaupt gegeben hat. Die Kirche ist nicht ein loser, anarchischer Haufe, sondern eine gegliederte, hierarchische Gesellschaft. Muß diese Verfassung aufrecht erhalten werden? Ja oder nein? Etwas anderes mag dich entzücken, aber ich leugne, daß es die Kirche sei. Wo von Ordnung die Rede ist, muß Unterordnung sein. Wo von Gesellschaft die Rede ist, da wird Obrigkeit sein. Diese Obrigkeit kann monarchisch sein — aus einem bestehen; sie kann oligarchisch sein — aus 5 oder 7 bestehen, — aber die Autorität ist doch immer eine. Ob Christus eine monarchische Spitze aufgestellt habe, überlasse ich euch zu entscheiden aus der Bibel. Gewiß ist, daß Petrus sich immer so geriert hat. Er ist der erste, der am Pfingsttage das Evangelium verkündet, um die Apostel, die als Betrunkene verleumdet werden, zu verteidigen. Er handelt als der Anwalt der übrigen. Er wirkt das erste Wunder, nimmt das Wort im Synedrium, nimmt zuerst die bekehrten Heiden in die Kirche auf, steht im ersten Konzil auf und entscheidet die Frage mit seiner Stimme unter Beziehung auf eine ihm gewordene göttliche Offenbarung. Vorher war großer Streit; nachdem er gesprochen, große Stille. Er schlägt vor die Redaktion des Dekrets, und so ist das erste Konzil gehalten worden unter dem Vorsitz des Petrus. Er besichtigt und bereist die Kirche. Paulus sagt — es sei sein — des Paulus — Grundsatz nicht, die Sense in eine fremde Ernte zu schlagen, d. h. Paulus maßte sich nicht an, in die von anderen gegründeten Gemeinden hineinzuregieren. — Aber, sagt man, Paulus rühmt sich, dem Petrus „widerstanden“ zu haben. Allerdings! Die Galater hatten sich hingeneigt zum Judaisieren, und Paulus meinte, das schade; „ich habe ihm ins Gesicht widerstanden“, schreibt er. Nun, hat er damit die Gewalt des Petrus angreifen wollen? Ein Gleichnis. Nehmen wir an, der Papst würde in Beziehung auf eine Sache, die nicht Glaubenssache ist, die die Sittlichkeit nicht berührt, unklug handeln, z. B. eine unkluge politische Handlung begehen, und ein Kardinal sagte: „Ich habe ihm ins Gesicht widerstanden“, — würde das eine Verletzung der Autorität des Papstes sein? Nein! Es war Pflicht. Keineswegs soll man ein solcher Kriecher sein, daß man nicht auch der rechtmäßigen Obrigkeit gegenüber festhielte an der Wahrheit. In der Kirche ist Speichelleckerei noch nie Evan-

gelium gewesen, und ich bin fest überzeugt, mancher Papst hat ohne Zweifel von einem einfachen Beichtvater schon sehr derbe Wahrheiten gehört, trotzdem verkannte man dadurch nie die Stellung des Bischofs von Rom.

II. Es ist also, glaube ich, von Gott als der allgemeinen Vorsehung eingeleitet, daß der Papst das Oberhaupt ist der Kirche. Er hat aber, als politisches Gebiet, einen Staat von nahe an 4 Millionen Unterthanen. Wie ist er dazu gekommen? Er hat ihn geschenkt bekommen von dem großen fränkischen Pipin und von dessen Nachfolger Karl dem Großen, dazu ein Stück Etruriens von der Markgräfin Mathilde. Unter seinen Besitzungen befindet sich kein Quadratzoll, den er durch Kriegsrecht hätte. Der Anfang dieser Schenkung schreibt sich demnach aus dem achten Jahrhunderte her. Es ist nun die Frage: Kann er ohne Sünde, ohne Unrecht die zeitliche Habe besitzen, ein weltlicher Fürst, politisch sein eigener Herr, unabhängig sein? Antwort: Das Christentum kennt nur ein Gesetz, eine Verpflichtung für alle Christen. Es giebt für alle nur ein Evangelium. Ist es nun einem Christen erlaubt, zeitliches Gut zu besitzen? Darf ein Christ ein Fürst werden, sein, bleiben? Oder hört man auf, ein guter Christ zu sein, wenn man zeitliche Güter hat, eine Krone auf dem Haupte trägt? Nein! Was ist also zu denken von denjenigen, die sagen: Christus hat gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", deswegen darf der Papst kein zeitliches Gut haben? Man muß doch, wenn man Texte anführt, sie im Zusammenhange anführen. Der ist folgender: Die Juden führen Christus vor Pilatus und behaupten, er usurpiere die königliche Gewalt gegen den Kaiser, dessen Landpfleger Pilatus ist. Pilatus thut, was seines Amtes ist, fragt Christus: Bist du der Juden König? Christus antwortet: „Allerdings bin ich ein König, aber mein Reich ist nicht von dieser Welt." Das Reich Christi ist in dieser Welt, aber seine Kraft beruht nicht auf Schwert und Pulver, nicht auf Finanzen, — kurz, nicht auf dem, woraus die irdischen Reiche ihre Kraft gewinnen. — Müssen wir alle notwendig unsers ganzen Eigentums uns begeben, weil Christus nichts hatte? — Es wäre zu hart, wenn keiner ein Christ sein dürfte, ohne aufzuhören, Fürst zu sein. Gilt das aber für jeden, warum dann für den Papst nicht? Im Gegenteil, ich finde, es war eine große Wohlthat Gottes, daß er den Papst frei hingestellt hat. Wahr ist, wenn derselbe von lauter Almosen lebte, er hätte darum nicht weniger die geistige Gewalt. Aber in politischer Beziehung hätte er Gewalten über sich. Hier wäre er abhängig. Daß aber seine politische Unabhängigkeit von weltlichen Fürsten eine moralische Notwendigkeit ist, geht hervor aus der

Geschichte des Papsttums in dieser Beziehung. Bis auf Konstantin waren in Rom die römischen Kaiser die alleinige Gewalt. 32 Päpste starben während dieser Zeit als Märtyrer. Nach ihnen griff man bei allen Verfolgungen zuerst. Unter 34 Päpsten zweiunddreißig Märtyrer. Für die Kirche ein glorreiches, segensreiches Ereignis. Ihr Blut ward die Saat der Christen. Ein Beweis, daß nicht aus Herrschsucht die Bischöfe sich vorgedrängt haben. Aber man anerkannte in der Kirche ihre Autorität. In Nicäa führten den Vorsitz die Legaten des Bischofs von Rom, — dann schickte man die Akten nach Rom zu ihrer Bestätigung. Hatten die 32 wirklich einen so großen Ehrgeiz, die sichtbaren Oberhäupter zu sein in Rom? — Es mußte sehr verlockend sein, seinen Kopf zuerst auf den Block zu legen. Was anders stand denn ihnen bevor, als die Ehre des Märtyrertums?

Die zweite Epoche geht von Konstantin bis zu Karl dem Großen. Es überfluteten während derselben Italien die Longobarden. Sie rannten gegen den päpstlichen Stuhl. Pipin der Kleine aber und Karl der Große befreiten denselben und verliehen ihm die Schenkung.

Kam da die Zeit der hohenstaufischen Kaiser. Diese vergaben die Stellen fortwährend ihren Anhängern, ihren Bediensteten, ihren Schmeichlern. Daher der mehr als hundertjährige Kampf, der mit dem Untergange des mächtigen Hauses endete (1268). Während dieser Zeit viele Vergewaltigungen. Bischöfe, die durch Kaiser gewaltsam zu Päpsten, zu Gegenpäpsten gemacht wurden. Vorher schon die Parteien in Rom selbst. Die Grafen von Tuszien und die berüchtigte Marozia. Es hat Päpste gegeben, die man nur mißbräuchlich „Päpste" nennen kann, Päpste, die den Stuhl Petri schändeten.

Folgt der Aufenthalt zu Avignon (1305—1377). Das war der Gang von Elend zu noch größerem Elend. Die Päpste seufzten und dienten unter dem Drucke der Könige Frankreichs. Die Stellung derselben ward gänzlich untergraben. Es entstand in allen Nationen Mißtrauen und Haß. Ein Zustand, der 72 Jahre anhielt, verbunden mit entsetzlicher Verwilderung des Glaubens und der Sitten. Aus ihm ging das „Schisma" hervor (1378—1409), kenntlich an jener furchtbaren Verwilderung und Entsittlichung, die im 15. Jahrhundert eine schwindelnde Höhe erreichte, welche dann die Spaltung hervorrief, die noch jetzt Brüder entzweit.

Die erste französische Revolution hat darauf bekanntlich Pius VI. im Kerker sterben lassen. Napoleon I. erneuerte gegen Pius VII. zweimal dasselbe Attentat. Aber wie die Kirche weder eine deutsche, noch spanische, noch französische, sondern eine

„allgemeine“ ist, so kann auch der Papst als Papst von keiner Nation abhängig sein. Es handelt sich in unseren Tagen darum, zu gunsten des Königs von Piemont, der schon seine Wiege mit dem Fuße fortgestoßen, die Romagna abzutreten. Der Appetit kommt mit dem Essen. Der arme König weiß nicht, daß er nur Werkzeug ist. Hinter ihm steht die „große, einige, unteilbare Republik“. Aber wie lange bleibt denn eine große Republik „einig und unteilbar?“ Eine „große“, sage ich, — etwas anderes sind Republiken mit wenigen Tausend Einwohnern. Der Papst soll dem piemontesischen König einen Teil abtreten, weil die Leute „es wollen“. Uebergehen wir, was seit 80 Jahren gethan ist, um diese armen Völker zu verwirren. Ein Gleichnis: Du hast meinetwegen einen Pächter. Dieser Pächter sagt: Ich bezahle lieber meinem Nachbar. Wolltet ihr nun sagen: Lieber Freund, sei nachgiebig, mache keinen Spektakel, lasse es gehen, mache „Konzessionen“? — Und was sind denn „Konzessionen“? In ihrem Wesen liegt ein Austausch. Giebt es Konzessionen zwischen dem Reisenden und dem Straßenräuber? „Lieber Herr! seien Sie doch so gut, und treten mir Ihre Börse ab.“ — „Das ist zu viel.“ „Neun Zehntel davon. Ich weiß, Sie lieben die Friedfertigkeit. Sie sind ein guter Christ, ein frommer Mann. Der Erlöser hatte auch nichts. Ich bin nicht gerade ein so guter Christ, daß ich mich schäme, Geld in der Tasche zu haben. Ich fürchte, Sie sind ohnehin nicht imstande, das Geld gut zu verwahren.“ — Und ist denn etwa der König so liebenswürdig, daß man diesen Besitz ihm geben muß vielleicht um seines schönen Gesichtes willen? Schon zehn Jahre hindurch nannte er sich Vikar. Er hat die Klöster verwaltet, die Religiösen, die armen Frauen hinausgeschickt, und schließlich in der Kirchenkasse ein großes Defizit — schon vor einigen Monaten über zwei Millionen. Und die Pfarrer erhielten aus der Verwaltung schon seit Jahren keinen Kreuzer.

Man sagt, die Verwaltung des Kirchenstaates sei eine schlechte. Ja, der Papst ist jedenfalls zu milde gegen gewisse Leute. — Liebe Zuhörer, wir gehen sehr ernsten Tagen entgegen. In denjenigen Regionen, wo vor allem das Recht walten sollte, ist es Prinzip, das Böse geschehen zu lassen. Man anerkennt das fait accompli. Du hast gestohlen, hast gemordet — soll auch hier die „vollendete Thatsache“ gelten? Wohin ein solches Prinzip führen muß, das ist leicht zu erraten. Die Kirche ist der Fels. Es sind die Wogen der Willkür schon tausend- und tausendmal furchtbar hoch gegangen; der Felsen blieb stehen; er ist nur rein gespült worden, und das ist für die Gesundheit sehr zuträglich. Fällt ihr

weltlicher Thron, an dem Millionen ein kirchliches, die übrigen ein politisches Interesse haben, dann fällt jeder Thron. Christus aber und seine „Kirche“ bleibt dennoch stehen. Wer Sicherheit, wer Ruhe, wer Schutz haben will, der bleibe an dem Felsen. „Fürchte daher Gott“ — verlasse deinen Gott nie und verleugne nie deinen Glauben — und „ehre den König“. Gebt ihr dem Kaiser, was des Kaisers ist, so gebet ihr auch Gott, was Gottes ist. Jede „rechtmäßige“ Obrigkeit ist von Gott. Glaubet nicht, daß politische Verbrechen keine Sünde sind — es sind die furchtbarsten. Ein Mord ist ein entsetzliches Verbrechen; aber ein anderer meditiert Jahre hindurch, um einen Umsturz, einen Aufruhr, einen Bürgerkrieg, ein Gemetzel, wo Hunderttausende fallen, verrichten zu können, und der soll kein Mörder sein, der Verbrecher ist gegen den Staat und Verbrecher gegen Gott? — Gott segne euch und vereinige euch alle in seinem Himmel. — Amen.

„Siehe da deine Mutter!“

Vortrag des hochwürdigen Herrn

P. Peter Roh S. J.

über

die Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria.

Gehalten in der

Adventszeit des Jahres 1868

in Kopenhagen.

„Es ist mir entsetzlich, wenn ich Bücher oder Menschen finde, die Maria lästern! Ich kann mir nicht denken, daß Christus solchen zuliebe seine Mutter aus dem Paradiese hinaustreiben, noch daß er Lästerer der Maria ins Paradies aufnehmen wird!“

„Es ist leider Thatsache: Wo man aufgehört hat, Maria in Ehren zu halten, da hat man im Grunde auch aufgehört, Christus anzubeten!“

Vorwort zur 1. Auflage.

Der nachfolgende Vortrag ist damals, als der hochw. P. Roh in Kopenhagen predigte, von einem Protestanten stenographisch nachgeschrieben, in dänischer Sprache im Druck erschienen und dann auch ins Deutsche übersetzt, gedruckt und verbreitet worden. Seitdem war der Vortrag im Buchhandel nicht mehr zu haben, welcher Umstand den Herausgeber veranlaßt, denselben von neuem im Druck erscheinen zu lassen und somit diesen kostbaren Schatz der Vergessenheit zu entreißen. Denn klarer und überzeugender dürfte dieses Thema kaum jemals anderswo behandelt worden sein, als hier vom unvergeßlichen P. Roh. Als großer Verehrer der allerseligsten Jungfrau Maria konnte er nicht umhin, die katholische Marienverehrung in den Cyklus seiner Vorträge mit einzuflechten. Die Behandlung dieses dankbaren Themas hat, wie damals aus Kopenhagen geschrieben wurde, auch dort den tiefsten Eindruck hervorgerufen und zu vielen Konversionen die erste Anregung gegeben. Der bekannte protestantische Prediger Hansen, der später zur katholischen Kirche zurückkehrte, faßt den Eindruck der Predigten des P. Roh in folgenden Worten zusammen: „Alle, welche zugegen waren, stimmten darin überein, daß es etwas Ungewöhnliches sei. Und es konnte nicht anders sein; denn selbstverständlich ist es etwas ganz anderes um den gewöhnlichen ästhetisch-religiösen Eindruck, den die Deklamation eines geübten Redners über die wichtigsten Angelegenheiten des inneren Lebens macht; das unmittelbare Gefühl der bestimmenden Macht, welche ein ungewöhnlich reicher Geist ausübt, indem er den Zuhörern einen lebhaften Begriff davon beibringt, daß die Worte, die sie hören, nicht irgendwelche Folge des Denkens sind, sondern daß der Redner persönlich in solchem Verhältnisse zu dem Bilde steht, welches er schildert, daß er ohne Furcht, es möchte ihm ein Wort fehlen, oder eine Form mißglücken, sich ganz dem Geiste hingeben darf, dem er dient und dessen Geheimnisse er offenbart, nicht, um selbst zu glänzen im Glanze der Begabung, sondern um gleichfalls die Zuhörer in dieselbe Berührung mit der ewigen Wahrheit zu bringen, worin er selbst lebt und atmet."

Auch in Dänemark hat man bisher mit großer Sympathie den Riesenkampf beobachtet, den die katholische Kirche in Preußen für die Freiheit des Gewissens gegen die brutale Vergewaltigung durch die „nationalliberale" Staatsomnipotenz kämpft. P. Roh kann mit Recht als der Bahnbrecher für die katholische Idee in den dänischen Marken bezeichnet werden. Obgleich fast 20 Jahre verflossen sind,

als sein mächtiges Wort von der katholischen Freiheit das Land durchhallte und der aus ihrer Erstarrung erwachenden Volkssehnsucht in überwältigender Klarheit die Majestät und Schönheit, die Innigkeit und Liebenswürdigkeit der Braut Christi enthüllte, — so lebt doch der Geist seiner Rede und die überzeugende Gewalt seiner Worte noch heute im dänischen Volke fort, und in dem aufrichtigen Ringen nach Gewissensfreiheit muß zuletzt der Felsen Petri der Magnet sein, der durch die gärende Brandung hindurch alles rettend an sich ziehen wird. Das walte Gott!

Hannover, im Oktober 1884.

Der Herausgeber.

Vorwort zur 2. Auflage.

Die erste Auflage dieses Vortrages, 5000 Exemplare stark, war separat erschienen und bereits nach Verlauf von 2 Jahren vergriffen. Um den Wert des Buches zu erhöhen, ist dieser eine Vortrag den 21 Vorträgen angeschlossen, ohne den Preis für die letzteren zu erhöhen.

Hannover, im August 1892.

Der Herausgeber.

Siehe da deine Mutter!

Diese Worte, meine andächtigen Christen, enthalten des sterbenden Erlösers Testament an seine Kirche. Der göttliche Erlöser hat hingegeben für uns sich selbst und alles, was sein war, als er aus Liebe zu uns ein armer Mensch wurde, ein schwaches Kind, und nach dem Ausspruche des heiligen Paulus, sich aller Hoheit entkleidete, in deren Besitze er als der ewige Gott war. Ja, er gab hin als Mensch seine ganze Lebenszeit für uns; er gab hin alle Güter der Erde; er entbehrte derselben freiwillig, um zu leiden für uns. Er gab hin seine Ehre, indem er sich gleich dem größten Verbrecher zu einem entehrenden Tode verurteilen ließ, um namenlose Qualen zu dulden an unserer Statt! Hängend am Kreuze, gab er sein heiliges Blut bis zum letzten Tropfen; er besaß in seiner Todesstunde nichts mehr von alle dem, was von dieser Welt ist, außer seiner Dornenkrone! Und doch — eins besaß er noch — einen wahren Schatz, ein kostbares Kleinod seines Kindesherzens! Das war seine jungfräuliche Mutter, welche mit zärtlicher Mutterliebe dem Verlassenen treu blieb bis zum letzten Augenblicke; welche den Mut gehabt hatte, ihren Sohn zu begleiten bis zum Kreuze und an dessen Fuße sich der rasenden Menge gegenüberzustellen und zu sprechen: Ich bin des Gekreuzigten Mutter!

Wem wird er nun eine solche Mutter anvertrauen? Wem sollte er sie wohl zur Mutter geben wollen, liebe Zuhörer? Der treue Jünger Johannes hatte an seinem Herzen die Liebe gefühlt und den Mut gewonnen, der dazu gehörte, um unter allen Anhängern Jesu der einzige sein zu dürfen, welcher es wagte, zugleich mit der Jungfrau Maria sich an des Kreuzes Fuß zu stellen und den Kelch des Schmerzes und der Schmach mit ihm zu trinken bis zum letzten Tropfen. Zu diesem wahren Jünger wendet Jesus sich mit den Worten: „Siehe da deine Mutter!“ Und zur Mutter sagt er: „Siehe da deinen Sohn!“ Er sagt das nicht allein, weil seine Mutter in ihm ihr einziges Kind verlor und deshalb eines angenommenen Sohnes bedurfte zu ihrem Schutze auf Erden: er spricht hier ein Wort, das weit tiefer hineindringt in das ganze Wesen seines Planes und seines Werkes.

Christi Kirche, meine lieben Zuhörer, hat immer geglaubt, daß Johannes hier nicht bloß seine eigene Person vorstellt, sondern daß wir in ihm hier das Vorbild aller wahren Christen sehen, die Christo folgen und ihm treu bleiben, nicht bloß bis zu der Stunde, wo er das Brot bricht, sondern bis zu eben dem Augenblicke, da der Kelch der Leiden geleert ist. Johannes ist der vollkommene Christ, und in seiner Person hat Christus einem jeden wahren und echten Christen seine Mutter zu einer geistigen Mutter gegeben; er hat alle wahren Christen, seine wahren Brüder, als geistige Kinder seiner leiblichen Mutter übergeben! Das scheint seltsam und ist doch sehr einfach. Ist nämlich Christus durch seine Erlösung eine moralische Person geworden mit allen denen, die im Glauben, Hoffnung und Liebe eins werden mit ihm; sind sie alle somit ein Christus: so ist doch offenbar Christi leibliche Mutter eine Adoptivmutter geworden, eine geistige Mutter für alle wahren Brüder Christi, für alle die, welche er seine Brüder nennt. Und wenn alle die, welche Brüder sind in Christo, zusammen mit ihm und durch ihn eine Gottesfamilie ausmachen, so weiß ich nicht, was man vernünftigerweise dagegen einwenden kann, daß Christi leibliche Mutter die geistige Mutter ist in dieser Gottesfamilie, in welcher Christus der Erstgeborene ist.

Man hat oft die Verehrung, welche die Kirche der allerseligsten Jungfrau bewiesen hat, die Andacht, deren Gegenstand sie ist, als einen Auswuchs am Christentume angesehen, als eine Verfälschung oder zum mindesten eine abergläubische Uebertreibung.

Liebe Zuhörer! Ich glaube und hoffe mit dem Beistande der Gnade Gottes einem jeden, der die Wahrheit sucht, beweisen zu können, daß die Andacht zur heiligen Jungfrau, so wie sie gelehrt, anempfohlen und anerkannt wird von der Kirche, unzertrennlich verbunden ist mit dem Wesen des Christentums; ich sage: so, wie die Kirche diese Andacht lehrt, anempfiehlt und anerkennt; denn nur von einer Verantwortlichkeit hierfür kann unter vernünftigen Menschen die Rede sein.

Die Kirche kann sich nicht verantwortlich machen für anderes, als was sie lehrt, anempfiehlt, anerkennt und ausübt, und das ist es, wofür ich einstehe; das ist es, in welcher Meinung ich sage: Die Andacht zu der seligsten Jungfrau Maria ist unzertrennlich verbunden mit dem innersten Wesen des Christentums.

Die Andacht zur seligsten Jungfrau Maria, so wie die Kirche sie lehrt, besteht in drei Dingen:

Erstens in der Ehrfurcht, Hochachtung und Bewunderung der erhabenen Würde der heiligen Jungfrau.

Zweitens in der vertrauensvollen Anrufung ihrer Fürbitte.

Drittens endlich in der dankbaren, kindlichen Liebe zu ihr.

Und nun sage ich: Alle die Verehrung, welche der seligsten Jungfrau Maria erwiesen wird, so wie die Kirche dieselbe lehrt und ausübt, ist unzertrennbar von dem christlichen Glauben. Die vertrauensvolle Anrufung der seligsten Jungfrau Maria um Fürbitte steht in der vollkommensten Uebereinstimmung mit der christlichen Hoffnung, und die kindliche Dankbarkeit und Liebe zur seligsten Jungfrau Maria steht in der schönsten Harmonie mit der christlichen Liebe.

Die Ehrerbietigkeit für die Jungfrau Maria steht in der schönsten Verbindung mit dem christlichen Glauben.

Das ist der wesentlichste Teil meines Vortrages; die zwei anderen Teile sind Folgerungen aus diesem. Hierauf wenden wir also unsere Hauptaufmerksamkeit hin.

Das Christentum lehrt, daß es nur einen Gott giebt, und außer sich selbst seinesgleichen nicht hat und haben kann, und daß deshalb dieser Gott, weil er nicht seinesgleichen hat außer sich selbst oder neben sich, verehrt werden muß mit einer Verehrung, die nur allein ihm bewiesen werden kann und einem anderen Wesen weder bewiesen werden soll noch darf. Diese Verehrung, welche einzig und ausschließlich Gott zukommt, nennen wir Anbetung (adoratio). Die Anbetung umfaßt die ganze Verehrung, welche Gott gebührt und ihm allein gebühren kann. Gott anbeten im Geiste, in Gedanken, im Glauben heißt, so von Gott denken, wie es in sich selbst wahr ist, so wie Gott es verdient. Gott anbeten mit dem Verstande, das bedeutet, zu denken: Gott allein ist ewig aus sich selbst, durch sich selbst; Gott allein ist allwissend, allmächtig, allgütig, allweise, heilig: Gott allein ist, um es mit einem Worte zu sagen, unendlich vollkommen. Gott anbeten mit einem gläubigen Herzen, das will sagen, erkennen, daß alles Gute nur von Gott kommt und kommen kann, weil er allein die Urquelle von allem Guten, Schönen und Liebenswürdigen sein kann und ist, und man also in höchster Bedeutung nur auf Gott seine Hoffnung setzen kann; denn da er allein der Herr ist über alle Himmel, und alle Dinge nur bestehen durch ihn, so kann man folglich in letzter Instanz auch nur von ihm alles erwarten. Gott anbeten bedeutet endlich, ihn lieben über alles, ohne Schranken; denn er ist unendlich erhaben über alles, was da ist, unendlich vollkommen, schöner und liebenswürdiger als jedes andere, entweder wirkliche oder denkbare Wesen.

Das ist, christliche Zuhörer, die Bedeutung, die theologische Bedeutung des Wortes Anbetung. So kann man nur denken in Hinsicht auf Gott; so kann man nur hoffen auf Gott; so darf man nur Gott lieben. Und, liebe Zuhörer, zwischen diesem höchsten

Grade der Verehrung, der allein Gott zukommt, und zwischen dem Gleichgiltigsein, oder aber Verachten, Spotten, Hassen — zwischen diesen zwei Extremen, zwischen dem Allerhöchsten und dem Allerniedrigsten, giebt es, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine große Kluft, einen weiten Raum, und innerhalb der Grenzen desselben fällt jede rechtmäßige, verdiente, vernünftige Wertschätzung, Hochachtung und Liebe.

Gott selbst gebietet uns, Vater und Mutter zu ehren; Gott selbst befiehlt: Fürchte Gott und ehre den König; Gott selbst verkündet uns durch das Wort seines Apostels: Ehre den, welchem Ehre gebührt; Gott sagt uns vermittels unserer Vernunft, daß wir das Verdienst anerkennen und achten sollen, wo wir es finden, und in dem Maße, wie es vorhanden ist. Die Wissenschaft hat ihre Helden, die bürgerliche Gesellschaft ihre großen Männer und Wohlthäter. Hier finden wir Anerkennung, Hochachtung, Ehrenbezeigung überall! Aber ist das Anbetung? Nein, das ist nicht Anbetung; wir ehren deren Verdienste, aber wir beten nicht an irgend welchen Bürger, irgend welchen Feldherrn, irgend welchen Mann der Wissenschaft oder sonst jemand dieser Art; wir stellen sie nie auf gleiche Stufe mit dem lieben Gott; wir nehmen niemals etwas von dem, was Gott zukommt, um es auf sie zu übertragen.

Unter diesen verschiedenen Arten von Verdiensten, — welcher Rang gebührt da in Christi Kirche in der Rangordnung der sittlichen Gesellschaft, welcher Platz kommt da der Tugend zu, — der Heiligkeit? Doch wohl offenbar der höchste! Aber wohl zu merken, deshalb doch keineswegs ein Rang, welcher auf Anbetung Anspruch macht. Jede geschaffene Heiligkeit ist nur ein sehr schwacher Wiederstrahl von Gottes wirklicher oder wesentlicher Heiligkeit. Aber nichtsdestoweniger wird es doch in der Ordnung sein, daß die Kirche Christi, welche danach strebt, ihre Mitglieder heilig zu machen, daß diese ihre Heiligkeit dadurch beweist, daß sie die Heiligkeit ehrt; daß Christi Brüder, die auf dem geoffenbarten Wege der Wahrheit und der Gerechtigkeit nach Vollkommenheit streben, daß diese immer, sowohl die Heiligkeit selbst, wie die ehrfurchtsvolle Hochachtung derselben in Ehren halten müssen. Nur der, welcher gleichgiltig ist für die Heiligkeit selbst, ist imstande, kalt und gleichgiltig zu sein gegen die Heiligen, gleichwie der allein wissenschaftliche Verdienste nicht achtet und würdigt, welchem die Wissenschaft selbst ein gleichgiltiges Ding ist. Deshalb sagte ich vorher, Christi Kirche beweist sich als heilig, indem sie die Heiligen ehrt; denn damit ermahnt sie ihre Kinder auf das kräftigste, nach Heiligkeit zu streben; damit stellt sie ihren Kindern die vollendeten Muster und Vorbilder zur Nachahmung vor; damit verkündet sie

laut, daß nur die Heiligkeit einen wahren Wert hat in ihrem Auge, weil diese der Menschen Heiligung befördert.

Nun, liebe Zuhörer, wie wird denn wohl ein Christ in seinem Geiste die seligste Jungfrau Maria schätzen? Kann er sich wohl Christ nennen, ohne wirklich die seligste Jungfrau hochzuachten wegen der Würde, die Gott ihr verliehen hat, wegen der Heiligkeit ihres Wandels, wegen der großen Gnade, die sie von Gott empfangen hat?

Es ist Grundlehre des Christentums, — und ohne diese Grundwahrheit hat man kein Christentum mehr, — daß Gottes Sohn, welcher eins ist mit dem Vater und dem heiligen Geiste, Mensch geworden ist, ohne aufzuhören, Gott zu sein, ohne irgend welche Verminderung zu erleiden, irgend welchen Schaden oder Abbruch an seiner unwandelbaren Gottheit; daß der heilige Geist Christum als Mensch gebildet hat in dem jungfräulich reinen Leibe der seligsten Jungfrau, ohne leiblichen Vater, gleichwie Gott im Anfange den Adam schuf aus nichts; daß Gottes Sohn seinen menschlichen Leib und seine menschliche Seele angenommen hat in dem Schoße der seligsten Jungfrau Maria, daß sie also nach der menschlichen Natur die Mutter desjenigen ist, aber dennoch nicht ein doppelter Christus ist in zwei Personen, — ein Christus Gott und ein Christus Mensch, — nein, in zwei Naturen eine Person: Gott von Ewigkeit und Mensch in der Zeit, also wahrer Gott und wahrer Mensch zugleich. Deshalb nennen wir sie die Mutter Gottes, nicht als ob sie seiner Gottheit Anfang und Ursprung gegeben hätte, das weiß jedes christliche Kind, daß Gott von Ewigkeit her ist ohne Anfang und ohne Ende, — sondern wir sagen damit, daß sie nach der menschlichen Natur in Wahrheit Mutter Gottes ist. Wir nennen sie Mutter Gottes, und so hat man sie überall genannt, wo man ihren Sohn als Gott anerkannt hat. Mag es denn sein, daß die, welche die Gottheit Christi leugnen, daß die auch nicht umhin können, zu leugnen, sie sei die Mutter seiner göttlichen Persönlichkeit, — ich begreife das; aber es steht fest, alle die, welche festgehalten haben an der Lehre von der Gottheit Christi, welche wußten, was Christus ist, — sie haben niemals Maria diesen Titel verweigert.

Indes, meine christlichen Zuhörer, mit der Hauptglaubenslehre (Hauptdogma) des Christentums, welche Maria den Titel Gottesmutter und Jungfrau gegeben hat, habe ich die zwei schönsten Worte ausgesprochen, die zur Bezeichnung eines Geschöpfes gebraucht werden können: Gottesmutter und Jungfrau! Wie schön: Mutter und Jungfrau! Das ist offenbar ein Wunder der göttlichen Weisheit, Macht, Güte und Gnade! Er allein konnte diese beiden Worte vereinigen und sie zum Titel eines Geschöpfes

machen! Ja wahrlich, liebe Zuhörer, Maria, zugleich Gottesmutter und Jungfrau: sie bleibt mit allen ihren Vorzügen und Gnadengaben ewig nur ein Geschöpf, in unendlichem, unermeßlichem Abstande von ihrem göttlichen Sohne, von Gott! Niemals und in keiner Weise dürfen wir, sei es auch nur in einem einzigen Punkte, so an Maria denken, wie an Gott, so auf sie hoffen, wie auf Gott, so sie lieben, wie wir Gott lieben! Nein, sie bleibt ewig ein Geschöpf und nur ein Geschöpf; was sie ist, das ist sie in des Wortes vollster Bedeutung aus Gottes freiester Gnade und Liebe; sie ist, kurz gesagt, alles, was sie ist, nur aus Gott und allein ihres Sohnes wegen! Aber, meine lieben Zuhörer, alles dieses schließt doch nicht aus, daß sie das schönste Erzeugnis der Milde und Erbarmung Gottes ist, daß sie das Geschöpf ist, welches Gott aus freier Barmherzigkeit, ohne ihre Verdienste, zu der erhabensten Würde erhoben hat, zu dieser einzigen Würde, — die Mutter des Gottessohnes zu sein. Denn wahr ist's und bleibt es: nie und nimmer, weder vorher noch nachher, hat Gott das Wunder gewirkt, die unverletzte reinste Jungfräulichkeit mit mütterlicher Fruchtbarkeit zu verbinden. Es ist und bleibt Wahrheit: kein anderes Geschöpf ist von dem dreieinigen Gotte in ein solches Verhältnis gestellt zum Vater, zum Sohne und zum heiligen Geiste. Deshalb sind wir auch von vornherein davon überzeugt, daß Gott, nachdem er den Ratschluß gefaßt hatte, Maria frei zu einer solchen Würde zu wählen, zu einem solchen Range in der Schöpfung, er auch folgerichtig sie dazu vorbereitet hat an Seele und Leib, und sie zierte und schmückte mit alle der Schönheit und Liebenswürdigkeit, welche ein Sohn, wenn es in seiner Macht stände, seiner Mutter zuwenden würde.

Beachtet es nämlich wohl, liebe Zuhörer, Christus war der einzigste Sohn, der vor seiner Mutter vorhanden war, der sich eine Mutter wählte, ja nicht bloß wählte, sondern sie schuf! Und — frage ich nun einen jeden von euch, — sofern du, mein teurer Zuhörer, deine Mutter hättest erschaffen können; sofern du der Gottheit unversiegbare Fülle der Reichtümer zu deiner Verfügung gehabt hättest und hättest dir da eine Mutter schaffen können nach deinem Herzen: — sage mir, hättest du da karg sein können, hättest du ihr nicht alles zugewandt, was sie nur imstande war, zu empfangen? Hättest du sie nicht heilig und schön und liebenswürdig gemacht, sodaß du die ganze Ewigkeit hindurch deine Freude an ihr haben könntest? Wohlan denn, teure Zuhörer, Gottes Sohn ist der Schöpfer, er ist die Quelle aller Gnade; er ist der, welcher uns alle geschaffen hat in Gnade, und welcher daher jedem unter uns, wenn er will, Gnade, Barm-

herzigkeit und Seligkeit, ja Seligkeit ohne Grenzen geben kann! Und dieser Sohn, er will auch seine Mutter als des Himmels Königin, als die Königin der Engel und der erlösten Menschen: denn dieser Titel gebührt ihr, da sie Mutter ist des Königs über alle Erlösten, alle Seligen!

Bedenket nun, liebe Zuhörer, was es ist, das Gottes Sohn so seiner Mutter zugewendet hat, und ich brauche da nicht weiter einzugehen auf die Lehre von der Unbefleckten Empfängnis, daß ihre Seele nämlich sofort in dem Augenblicke, als sie von Gott geschaffen wurde, begabt und beglückt wurde mit einer besonderen Gnade und übernatürlicher Heiligkeit, gleichwie die Seelen Adams und Evas es waren bei ihrer Erschaffung und so, wie es auch unsere Seelen gewesen wären, wenn diese unsere Stammeltern nicht gesündigt hätten. Aber weil unsere Voreltern für sich und ihre Nachkommen diese Gnadengabe verloren oder verschleudert haben, nämlich die ursprüngliche Gerechtigkeit, so werden wir nicht nur als reine Naturwesen geboren, sondern mit einer Natur, die verderbt ist durch die Sünde. Wir haben die Eigenschaften der menschlichen Natur, aber wir besitzen nicht mehr die übernatürliche Mitgift der Heiligkeit, wodurch wir empfänglich waren für eine übernatürliche Seligkeit. Wenn wir geboren wären im Zustande der Gerechtigkeit, so wären wir auch durch Gottes Liebe im voraus bestimmt zu übernatürlicher Seligkeit; jetzt dagegen wird die Wiedergeburt, diese Wirkung der heiligmachenden Gnade, uns geschenkt im Sakrament der heiligen Taufe nur infolge der Verdienste Christi, und erst hierdurch ist es, daß wir befähigt werden, Gott zu lieben mit einer göttlichen, übernatürlichen Liebe.

Es ist also keineswegs eine Uebertreibung, wenn die Kirche allezeit geglaubt und es endlich auch als Glaubenssatz ausgesprochen hat, daß diese Mitgift zu der heiligmachenden Gnade der seligsten Jungfrau sofort bei Erschaffung ihrer Seele, also bei der Empfängnis, mitgeteilt ist, weil sie von Gott bestimmt und auserwählt war zur Mutter unseres Erlösers; daß diese göttliche Gnade ihr mitgeteilt wurde kraft der Verdienste ihres zukünftigen Sohnes, während dieselbe seitdem uns erst zu teil wird durch die Taufe. Es war in Wahrheit für Maria ein großes Glück, daß sie sich nie im Stande der Ungnade befand, nie dem Zorne Gottes ausgesetzt war, daß sie stets schön gewesen ist und bereits im ersten Augenblicke ihres Daseins Gott wohlgefällig war. O ja, das ist ein großes Glück, aber das ist eine Gnade, eine Gnade, die ihr erwiesen wurde nicht wegen ihrer Verdienste, sondern wegen ihres Sohnes Verdienste. Sie hatte wohl, liebe Zuhörer, wenn wir die Sache etwas näher betrachten, einigen Anspruch, wenn ich so sagen darf, auf diese Auszeichnung; denn wir haben durchaus

nichts beigetragen zur Vollbringung des Erlösungswerkes. Wenn wir in Betracht kommen bei der Erlösung, so ist es nur als Schuldner, als Sünder; die seligste Jungfrau dagegen ist nun freilich nicht eine Erlöserin oder unsere Mittlerin in der Bedeutung, in welcher Christus es ist; sie hat nicht durch ihr Leiden und ihren Tod unsere Sündenschuld getilgt, das hat sie wahrhaftig nicht, das hat nur Christus gethan! Aber es ist doch nicht minder wahr, daß sie wirklich teilgenommen hat am Erlösungswerke. Christus ist uns alles und Christus unser einziger Erlöser; von ihm und durch ihn erwarten wir alles; aber es ist doch nicht minder wahr, daß Gott so zu sagen durch Marias Dazwischenkunft diesen Erlöser gegeben hat. Er hat als Kind an ihrem Herzen geruht; er ist genährt worden an ihrer mütterlichen Brust; sie hat ihres Sohnes und unsers Erlösers wegen ihr Vaterland verlassen; Landesverweisung und Kummer erduldet; sie hat alle die Verfolgung und den Hohn ertragen müssen, welcher ihrem Sohne widerfuhr; in Mariens Herz tönte gleichfalls alle das Harte und Bittere wieder, das ihr Sohn ertragen mußte, und schon früh stieß Simeon durch seine Prophezeiung das Schwert in ihr Mutterherz, indem er ihr sagte, daß ihr Kind vielen in Israel zum Falle und zur Auferstehung gereichen sollte. Sie wußte sehr gut, was Israels Propheten gesagt hatten; sie kannte seine zukünftigen Leiden, und wenn sie auch ihre Freuden hatte, so mußte doch dieser Schmerz, diese Furcht, ich will nicht sagen, sie unglücklich machen, aber im eigentlichen Sinne ihr ganzes Leben zu einem Opfer bereiten im Dienste der Liebe und der Selbstverleugnung.

Hierauf gründet sich nun auch, liebe Zuhörer, die Liebe, die Hoffnung, das Zutrauen, welches wir Christen haben zu der seligsten Jungfrau. Die christliche Hoffnung entspringt aus dem christlichen Glauben. Gleichwie nun der Glaube uns sagt, daß Gott allein das höchste Gut und die einzige Quelle alles Guten sei, so sagt er uns auch, daß wir nur auf Gott unsere Hoffnung setzen dürfen, daß wir nicht etwas Gutes erwarten dürfen, das nicht seinen Ursprung von Gott hat, und daß wir dasselbe einzig und ausschließlich erwarten dürfen der Verdienste Christi wegen, weil er allein alle das Gute erworben hat, welches uns Sündern von Gott zu teil wird. Aber, liebe Zuhörer, diese christliche Hoffnung, die uns hinweist auf Gott, als die Urquelle und Ursache unserer Beseligung, und auf Christus, als den einzigen Erlöser, sagt uns auch, daß der liebe Gott, um unsere Wünsche zu erhören, um unsere Bedürfnisse zu befriedigen, unsere freie Selbstthätigkeit und Mitwirkung fordert. Der liebe Gott sorgt in einer Weise für die leblose Natur und für die Tiere, aber in anderer

Weise für den Menschen. Gott verlangt keine Mitwirkung von dem, was nicht selbstthätig sein kann. Von uns, als freien, vernünftigen Geschöpfen, verlangt Gott dagegen mehr, und deshalb sagt das Sprichwort: Hilf dir selbst, und Gott wird dir helfen; das heißt: Thue, was du selbst imstande bist zu thun, und Gott wird dir in seiner Allmacht zu Hilfe kommen, wo deine Macht und Fähigkeit zu Ende ist. Nun, liebe Zuhörer, wenn wir daran denken, wie erhaben das Ziel ist, nach welchem wir streben sollen, wie schwer es uns ist, wahre, wirkliche Christen zu sein in Gedanken, Wünschen, Begierden und Handlungen, in unserem ganzen Sinnen und Trachten, dann kann es einem wohl recht warm ums Herz werden. Ich weiß recht wohl, daß, wenn ich thue, was ich kann, Gott das übrige thun wird; aber das Wort: „Thue, was du kannst“, bleibt doch immer ein hartes und schweres Wort, und selten wird ein Mensch sagen können, ich habe alles gethan, was ich thun konnte.

Sehet nun, liebe Zuhörer, weshalb Gott die einzelnen Menschen nicht so in dieses Leben eingeführt hat, daß er einen jeden für sich in eine einzelne, getrennte Stellung setzte, sondern sie im Gegenteil vereinigte zur Gemeinschaft: zu Familien, zu Gemeinden, zu Staat und Kirche, damit der eine den anderen stütze. Oder sollte das wirklich unvereinbar sein mit der christlichen Hoffnung, welche ich meinem Gott gegenüber fühle, die ich nämlich in meinem Herzen pflegen und nähren darf, daß ein Christ zum anderen sagt: Ich weiß wohl, daß ich beten soll, daß ich beten muß in der rechten Weise und ausharrend beten und mit Innerlichkeit, recht andächtig beten, und daß der liebe Gott, wenn ich gethan habe, was bei mir stand, auf ein solches, wahrhaft würdiges Gebet mir alles geben wird, was ich bedarf. Wenn ich nun aber fortfahre zu sprechen: Aber ich fühle, daß ich nur zu oft und zu sehr zerstreut bin in meinen Gebeten, das ergreift mich in mancher Hinsicht mit heiligem Ernst, und es kommt mir beständig vor, als wären sie nicht würdig, an des Allerhöchsten Thron zu kommen, hilf du mir deshalb beten, bete mit mir und bete für mich, — — thue ich da etwas, was gegen den christlichen Glauben streitet, gegen das christliche Vertrauen, die christliche Hoffnung auf Gott? Ich sehe darin eine Handlung echter christlicher Demut. Der Mensch, der also seine Mitmenschen angeht um Fürbitte bei Gott, ist weit davon entfernt, zufrieden zu sein mit sich selbst, und das, glaube ich, kann Gott nur gefallen. Man hat es doch immer schön gefunden, wenn ein Kind seine Schwester oder seinen Bruder, die sich besser betragen hatten, als es selbst, darum bat, ein gutes Wort einzulegen für es beim Vater oder bei der Mutter; das hat doch gewiß niemals dem Vater oder der Mutter mißfallen können,

und ebensowenig hat es jemals, soviel ich weiß, einen Hausvater aufgebracht, wenn eine Tochter oder ein Sohn sich an die Mutter wandte um ihre Vermittelung beim Vater in der einen oder anderen Herzensangelegenheit, oder um Versöhnung und Frieden herbeizuführen!

Aber gerade in diesem Punkte, meine lieben Zuhörer, hat man sich eines verächtlichen Kunstgriffes bedient, des Kunstgriffes nämlich, ein klägliches Wortspiel in Umlauf zu bringen, um die katholische Kirche zu verleumden. Es ist wirklich unglaublich, aber leider wahr! Man hat gesagt, die Katholiken beten Maria und die anderen Heiligen an! Wie hat man dazu kommen können? Wir Katholiken protestieren bereits mehr als dreihundert Jahre millionen- und millionenmal, und doch sieht man in Katechismen, in Schul- und allerlei anderen Büchern immerfort dieselbe Anklage, daß wir Katholiken absolut Götzendiener seien. Wo ist der Beweis hierfür? Kannst du vielleicht in mein Herz sehen? Kannst du vielleicht sehen, wie ich denke in betreff Gottes und Marias, oder siehst du vielleicht, wie ich, trotz meines Protestes und heiligen Eides, beide auf die gleiche Stufe stelle?

Nein! Den Beweis dafür giebt man in anderer Weise. Es heißt nämlich: Die Katholiken bitten zu Maria oder zu den Heiligen, folglich beten sie Maria und die Heiligen an. Und nun, ihr Kinder, ihr, die ihr euere Mutter um ein Stücklein Brot bittet: pfui, ihr betet also euere Mutter an und ihr seid also Götzendiener, abscheuliche Götzendiener! Und ihr anderen alle, meine Freunde, ihr bittet ja euere Nachbarn, sie möchten euch dies und jenes leihen, oder auch diesen oder jenen Dienst erweisen: pfui, ihr seid alle miteinander Götzendiener! Der heilige Paulus hat da eine große Verantwortung, da er nämlich keinen einzigen Brief geschrieben, worin er nicht hinzugefügt, daß er alle Christen anbete; denn er empfiehlt sich ja immer der Fürbitte aller Christen!

Mit solchen Jämmerlichkeiten verwirrt man Kindern den Kopf; solche Schmähungen und schändliche Verleumdungen prägt man dem weichen Gehirn des Kindesalters ein. Wer will die Verantwortung dafür übernehmen vor dem Richterstuhle der Menschennatur? Und wer darf es wohl vor Gottes Richterstuhl? Denn vor diesen fordere ich alle die meiner Mitmenschen, welche jene in der niedrigsten Verleumdung gegründete Anklage gegen uns erheben! Ja, in der That, es soll einst ein Urteil gesprochen werden in dieser Sache!

Wenn die Menschen auf Erden füreinander Fürbitte einlegen bei dem lieben Gott; wenn sie wissen, daß sie es thun dürfen, und nach Christi und der Apostel Anordnung dazu verpflichtet sind; wenn überhaupt das christliche Gebet ein gemeinsames

Gebet ist, wie der Herr es gelehrt hat, da er sagt: So sollet ihr beten: Vater unser oder unser Vater, das kommt ja auf dasselbe hinaus, gieb uns heute, vergieb uns, erlöse uns, so ist das ein Gebet in Gemeinschaft, und ein gemeinschaftliches Gebet ist des einen Gebet für den anderen, aller für den einzelnen und des einzelnen für alle.

Die gegenseitige Fürbitte liegt im Begriffe von der Gemeinschaft, welche Christi Kirche schafft, und ich frage nun, liebe Zuhörer, wenn wir arme Sünder hier auf der Erde nicht vergebens füreinander bitten beim lieben Gott: werden da die Heiligen im Himmel, unsere Brüder und Schwestern, welche uns vorangegangen sind, welche vor Gottes Antlitz stehen, welche nicht die geringste Makel mehr an sich haben, und also Gott vollkommen wohlgefällig sind, werden sie vergebens bitten, oder gleichgiltig sein können gegen ihre Brüder und Schwestern, die hier auf der Erde noch so manchen Gefahren ausgesetzt sind, die so manche Bedürfnisse haben, so schwach sind und in so hohem Grade ihrer Fürbitte bedürfen? Oder wird man vielleicht einwenden, die Heiligen im Himmel wissen ja durchaus nichts mehr von uns? — Freunde, liebe Freunde, lasset doch dies Wort nie über euere Lippen kommen; es ist das entsetzlichste Wort, das ein Mensch aussprechen kann, wenn er sagt, daß die Seligen im Himmel nichts von uns wissen, oder gar nicht um uns sich bekümmern. Damit hast du abgeschworen der Einheit der Kirche Christi, damit sprichst du einen Grundsatz aus, der die Unsterblichkeit der Seele und die Seligkeit des Himmels auf einen äußerst geringen Wert heruntersetzt. Sofern nämlich die Heiligen im Himmel nichts wissen um uns und um die ganze Schöpfung Gottes, da möchte ich dich fragen, ob sie noch leben, ob sie in dem Zustande vollendeter Seligkeit sich befinden? Ich habe immer geglaubt, der Seligen Leben in Gott bestünde gerade in dem vollkommensten intellektuellen Bewußtsein, in der vollkommensten Erkenntnis von Gott und dessen Werken. Ich habe immer gemeint, der Seligen Leben in Gott sei das Leben der vollkommenen Liebe, der Liebe, welche alles umfaßt, was Gott liebt, welche teilnimmt an allem, was Wert hat für Gott. Wie, die Seligen im Himmel sollten nichts mehr um uns wissen? Wo ist denn der Himmel nach der Vorstellung? Wie weit ist er wohl von hier entfernt? Ich habe allzeit den Glauben gehabt, der Himmel sei im Grunde überall, wo Gott ist; ich habe immer gemeint, daß der unendliche, unermeßliche Gott überall gegenwärtig ist, und mir scheint daher, daß eine Seele, daß ein Geist die vollkommene Seligkeit müsse genießen können und dieselbe überall genießt, wenn er nur vollkommen vereint ist mit Gott und Gott schaut von Angesicht zu

Angesicht, und niemals habe ich daran gezweifelt, daß der, welcher vollendet ist in Gott, nicht bloß daran sich erfreut, daß er Gott schaut, sondern auch, daß er seine ganze Schöpfung schaut, daß er sich selig fühlt, indem er diese bewundert, und indem er den lieben Gott preist in allen seinen Werken. Ich beschwöre euch deshalb, Freunde, fasset einen tiefen Abscheu gegen dieses Wort: die Heiligen wissen nichts um uns. Es ist kalt, dieses Wort, wie ein Angriff der Hölle auf das Menschenherz; es ist keine Wahrheit; — es ist abscheulich!!

Hingegen ist es unzweifelhaft, daß wir übereinstimmend mit Gottes Willen sprechen, wenn wir sagen: Unser Vater und unsere Mutter, unsere Brüder und Schwestern, welche entschlafen sind in Christus, sind bei unserm Vater droben; aber sie haben uns nicht vergessen, ihre Liebe hat nicht aufgehört, sondern sie ist reiner geworden, vollkommener, innerlicher, allgemeiner; sie lieben uns auch jetzt noch und denken mit Liebe an uns; und gewiß, es ist für sie eine Herzenssache, Fürbitte einzulegen beim lieben Gott für ihre armen, innigstgeliebten Hinterlassenen, daß ihr irdisches Leben ihnen nicht den Verlust der Ewigkeit bringen möge, daß sie nicht verfehlen mögen den Weg, der sie allein mit ihnen vereinigen kann. O, wie fühle ich mich glücklich in dem Glauben, daß nicht allein mein Gott mich sieht, er, der wohl barmherzig und allgütig ist, aber auch allgerecht und heilig, mein Gesetzgeber und Richter und deshalb für mich armen Sünder „ein schrecklicher Gott“ ist, wenn er mir auch anbietet, ihn meinen Vater zu nennen. Denn wohl weiß ich, daß er mich liebt, aber ich selbst habe nimmer in meinem Leben sagen können, daß ich ein würdiges Kind eines solchen Vaters gewesen bin, und deshalb ist es ein Trost für mich, zu wissen, ich stehe nicht allein mit all meinem Elend und all meinen Fehlern meinem unendlich heiligen Gott gegenüber. Nein, es giebt große Scharen von guten, lieben Freunden droben im Himmel, welche ein gutes Wort für mich einlegen, und unter allen diesen Fürbittern bei Gott habe ich ein ganz besonderes Vertrauen zu der Mutter meines Erlösers; denn das weiß ich: sie hat nie gesündigt, nimmer hat sie Gott mißfallen, und, um alles mit einem Worte zu sagen: diese Mutter liebt der himmlische Vater als die Mutter seines eingeborenen Sohnes, und der Sohn liebt sie als seine eigene Mutter, und der heilige Geist liebt sie als seine eigene reinste Braut! Ihr Wort zu ihrem Sohne ist wohl nicht gerade ein Befehl; denn Christus ist der Herr, Christus ist Gott; aber eine solche Mutter braucht einem solchen Sohne überdies durchaus nicht zu befehlen und kann es deshalb gewiß nicht einmal wollen; es ist genug, wenn sie sagt: Mein Sohn, sie haben dies oder jenes nötig. Das haben wir gesehen bei der Hochzeit von Kana;

Christus hatte damals noch nicht den Beschluß gefaßt, bereits dort seine wunderthätige Allmacht zu offenbaren, und deshalb sagt er auch gleich anfangs zu Maria: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen". Aber wahr ist's doch, daß er nichtsdestoweniger auf Marias Fürbitte seine erste Wunderthat verrichtete.

Daher, liebe Zuhörer, darf ich es als eine unbestreitbare Wahrheit aussprechen, daß es zu der christlichen Liebe gehört, welche uns alle vereinigen soll als Mitglieder der Kirche Christi in Gott und mit Gott, — daß wir recht kindlich und dankbar die Heiligen Gottes lieben. Mehr aber als alle die seligste Jungfrau Maria. Freilich dürfen wir sie nicht lieben als das höchste Gut, als die unendliche Schönheit, als die unbegrenzte Vollkommenheit, — das ist nur Gott, davon ist sie in dem Glanze ihrer himmlischen Schönheit nicht nur jetzt, sondern bis in Ewigkeit weit entfernt. Wie hoch sie auch steht, die Vornehmste unter allen, die Erste unter den Geschöpfen, unter Gottes Werken: gleichwohl befindet sie sich doch immer in einem unendlichen Abstande von Gott. Aber, meine lieben Zuhörer, derselbe, der uns gebietet: du sollst Gott lieben u. s. w., er hat sofort hinzugefügt: „Und deinen Nächsten wie dich selbst", und dieses zweite Gebot ist unzertrennlich von dem ersten. Liebe Zuhörer, es hat mich unendlich geschmerzt, auf den verschiedenen Missionen, an welchen ich teilnahm, Menschen zu treffen, welche nicht bloß die seligste Jungfrau nicht verehrten, sondern sie auf die abscheulichste Weise verspotteten. Ich habe Karrikaturen in meinen Händen gehabt, die ein Ausdruck waren von dem höchsten Maße dieser Schändlichkeiten, und diese Verhöhnungen rührten sämtlich von Menschen her, welche dennoch für Christen gelten wollen. Diese Unglücklichen begreifen also nicht einmal, daß aller Spott gegen die allerseligste Jungfrau Maria notwendig auf Christus zurückfällt, und daß ein Christ, welcher Christus verspottet, verdient, das niederträchtigste Geschöpf auf der Welt genannt zu werden. Sich Christ nennen und Christus verspotten! Nun, — hier muß man sagen, der Geist des Irrtums hat vollständig die Herrschaft gewonnen über den gesunden Menschenverstand und über jedes menschliche Gefühl; er hat in diesem Falle die Menschen zum Wahnsinne geführt! Liebe Zuhörer, wenn wir nicht eingehen können in den Himmel, falls wir nicht das Gebot der Nächstenliebe jedem Menschen gegenüber halten, mag er nun ein Heide oder Türke, mag er auch noch so niederträchtig und lasterhaft sein, — wie sollte wohl ein Mensch den Eingang in das Himmelreich gewinnen können, wenn er nicht Maria liebt, unsers Erlösers Mutter, die Mutter des himmlischen Königs! Wenn wir nicht den Eingang in den Himmel finden, es sei denn, wir wären angethan mit dem Hochzeitsgewande der christlichen Liebe,

mit der Liebe zu Gott und den Menschen; wenn es bestimmt feststeht, daß wir abgewiesen würden vom Thore dieses Reiches, sofern wir uns dort vorstellen würden mit dem mindesten, ich will nicht einmal sagen von Feindschaft, sondern nur mit der geringsten Kälte oder Gleichgiltigkeit in unseren Herzen gegen irgendwelchen anderen Menschen, — wie sollte man da wohl von Christus in den Himmel eingeladen werden, wenn man kalt und gleichgiltig ist gegen seine Mutter? Der Himmel, meine lieben Zuhörer, ist ja die Heimat für die ewige, vollendete Eintracht und Liebe. Dort heißt es: „Nichts Unreines" trete hinzu! Fort von hier alle Streitsüchtigen, alle Spötter, alle kalten und lieblosen Herzen! Jedes Herz, das die Liebe zu Gott verschließt, hat seine Heimat in der Hölle; im Himmel wenigstens wird es nicht seine Stätte finden. Lieber Zuhörer, ich bitte dich, wenn du die Ueberzeugung hast, daß du Christus alles schuldest, und wenn du keine andere Hoffnung für die Ewigkeit hast, als in Christus und durch Christus: wie kannst du kalt und gleichgiltig sein gegen Christi Mutter, die am Fuße des Kreuzes stand und ein Meer von Bitterkeit austrank?

O, meine Freunde, so waren die ersten Christen, die Apostel nicht gesinnt gegen Maria. Man beruft sich immer auf das ursprüngliche Christentum; nun wohlan, lieber Zuhörer, versetze dich, wenn du willst, im Geiste mit mir in die ersten Tage und die ersten Jahre nach Christi Himmelfahrt, oder auch in Christi Lebenszeit hier auf Erden. Wenn du damals einer von den zwölf Aposteln, oder einer von Christi aufrichtigen Jüngern und Anhängern gewesen wärest: wie hättest du da wohl gedacht in Bezug auf Maria? Mit welchen Augen hättest du sie wohl angesehen? Wie hättest du dich verhalten, wenn du an ihr vorbeigingest oder ihr begegnetest? Wie denkst du wohl, wie betrugen sich die Apostel oder die ersten Christen gegen die seligste Jungfrau nach Christi Himmelfahrt? Ich sehe sie versammelt wie Kinder um ihre Mutter. Wohl hat sie nicht, wenn wir uns so ausdrücken wollen, irgendwelche eigentliche Amtsgewalt über sie, aber einer Mutter Herz übt doch immer eine Macht aus über ihre Kinder! Die Apostelgeschichte führt uns jedenfalls die Apostel vor als vereinigt mit Jesu Mutter im Gebet, als der heilige Geist über sie herabkam. Ich bin davon überzeugt, liebe Zuhörer, daß jeder, der wirklich an Christus glaubt, an Mariens Sohn als Gott, daß ein solcher auch nur eine aufrichtige Hochachtung für die seligste Jungfrau haben kann, daß er nicht imstande sein kann, sie zu verhöhnen, weder mit Worten, noch in seinen Gedanken; ja, ich bin überzeugt davon, daß manche unter diesen schon Worte an die seligste Jungfrau gerichtet haben: „Heilige Maria, Mutter

Gottes, bitte für uns arme Sünder!" O ja, liebe Zuhörer, könntet ihr denn nicht zurückkehren und euch vereinigen mit uns zur Gemeinschaft in diesem schönen Gebete zu eurer Mutter? — Man hat einst auch euch zugleich mit dem Gebete des Herrn des Engels Gruß an seine Mutter gebracht! Es war im neunten Jahrhundert, als eure Vorväter den wahren Gott kennen und ihn allein anbeten lernten. Der heilige Ansgar, des dänischen Volkes geistiger Vater und Lehrer, hatte eine große Hochachtung für die Heiligen und eine gläubige Andacht zur Mutter Gottes. Damals lehrte man, in Uebereinstimmung mit dem alten Christentume, jedes christliche Kind neben Jesu göttlichem Namen auch Mariens allzeit liebenswürdigen Namen mit Andacht, Zutrauen und Liebe aussprechen, und nachdem man gebetet hatte: „Vater unser", fügte man den schönen Gruß hinzu: Heilige Maria, Mutter Gottes, sei gegrüßt, du Gnadenvolle, der Herr ist mit dir, du Gebenedeite unter den Weibern! Das ist des Engels und der heiligen Elisabeth Wort; sie stehen in der heiligen Schrift; ihr werdet sicher nichts Böses thun, wenn ihr diese Worte des Engels und der heiligen Elisabeth nachsprechet! Gott wird euch nicht deshalb zur Verantwortung ziehen, und Christus wird nicht eifersüchtig darüber, und ebensowenig wird Christus darüber eifersüchtig, wenn ihr hinzufüget: „Heilige Mutter Gottes, bitte für mich armen Sünder, jetzt und in meiner Todesstunde!" O, glücklich alle die, welche auf dem Schoße einer frommen, christlichen Mutter von Kindheit an gelernt haben, ihren Vater und ihre Mutter im Himmel anzurufen! Glücklich alle ihr Kinder, die ihr schon in eurer Kindheit gekannt habet eure geistige Mutter! Deshalb, meine lieben Kinder, und zu euch allen spreche ich hier, zu Gottes großen und kleinen Kindern, vergesset nie neben dem einen Erlöser, den ihr allein anbeten sollet, mit kindlicher Ehrfurcht auch zugleich anzurufen eures Erlösers Mutter! Setzet eure ganze Hoffnung auf Gott; denn er ist die Grundquelle alles Guten, das wir begehren und empfangen können! Wenn ihr denn da nicht vertrauet auf euere eigene Mitwirkung als vollkommen hinreichend, so nehmet euere Zuflucht zu der seligsten Jungfrau Maria Fürbitte! Die Kirche lehrt, daß es fromm und nützlich sei, die Fürbitte der Heiligen anzurufen; sie befiehlt es nicht, sie sagt nicht, daß es notwendig ist; sie sagt nur, daß es fromm, nützlich und heilsam sei. Jawohl, es würde heilsam für euch sein! Deshalb bitte ich euch auch, christliche Mütter, lehret eure Kinder dieses Gebet; pfleget recht diese Andacht in ihren Herzen. Sie hat bis jetzt die Probe bestanden als ein mächtiges Mittel, den Glauben an Christus, ihren Sohn, lebendig und wirksam zu erhalten, und wo man aufgehört hat, Maria die „Mutter Gottes" zu nennen, da hat

man einigermaßen auch aufgehört, Christus Gott zu nennen. Ja, es ist leider Thatsache: wo man aufgehört hat, Maria in Ehren zu halten, da hat man im Grunde auch aufgehört, Christus anzubeten. Deshalb hat auch immer die Andacht zur seligsten Jungfrau Maria sich von so großer Bedeutung bewiesen. Sie hat namentlich bei dem weiblichen Geschlechte ein höheres Bewußtsein bewahrt, erhalten und erhöht, einen reineren, auf göttlichere Dinge hingewendeten Sinn. Aber kann es in Wahrheit gesagt werden, daß dieselbe nach allen Richtungen hin die wohlthuendsten Wirkungen hervorgebracht hat, so giebt es unter diesen eine, welche vorzüglich erwähnt zu werden verdient. Diese Andacht hat nämlich überall gestärkt und bewahrt die Liebe zu der schönsten aller menschlichen Tugenden, „zur Reinheit und Keuschheit". Ja, sie hat eine reiche Fülle von Glück und Segen gebracht. Die frommen Bruderschaften und Vereine junger Leute beiderlei Geschlechtes, die sich unter den Schutz der Jungfrau der Jungfrauen gestellt haben, wirken stets als eine reiche Quelle des Trostes für manche beschwerte, gedrückte Herzen, die der Verzweiflung nahe waren.

Endlich — jeder Menschenkenner hat gewiß schon die Beobachtung gemacht, daß die Menschen, welche das Unglück hatten, in der Jugend ihre Mutter zu verlieren, in betreff des Gemütslebens und des Charakters nie die Entwickelung erlangt haben, wie andere, welche aufwuchsen an der Seite ihrer frommen Mutter. Wie es sich verhält mit der leiblichen Existenz des Menschen, so, meine Freunde, ist es auch mit seiner geistigen Entwickelung. Vater und Mutter sind eine Voraussetzung für das eine wie für das andere. Wir können nicht einer Mutter entbehren, wenn wir vollständig gedeihen sollen als Menschen, und diesen Drang unserer menschlichen Natur hat Gott berücksichtigt, indem er uns auch eine geistige Mutter gab, deren Arme sich weit genug erstrecken, um uns auch hier auf Erden in Schutz zu nehmen; welche alle unsere Seufzer hört, weil sie allzeit bei Gott ist, dem Allwissenden und Allsehenden! Ja, liebe Freunde, es fehlt in der Religion etwas Wesentliches, wenn die Mutter mangelt. Ich glaube, ich darf mich in Hinsicht auf Verständnis der christlichen Dogmen (Glaubenslehren) vielen anderen Christen an die Seite stellen, und doch spreche ich mein innerstes Gefühl aus, wenn ich sage: Nächst meinem Glauben an Jesus als Gott habe ich meiner Andacht zu der allerseligsten Jungfrau alle Freuden, allen Trost zu verdanken, welchen das Christentum mir gegeben hat; und meine fromme Mutter segne ich tausendmal in ihrem Grabe, weil sie mich gelehrt hat, außer dem Vaterunser auch den Englischen Gruß beten zu können. Es kommen viele bittere Stunden vor

im Leben eines Menschen, manche Gefahren, große Prüfungen; oft findet ein Herz anderwärts keine Teilnahme, kein Mitleid, aber Maria hat noch niemals mich im Stiche gelassen; immer wurde der Ruf: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für mich Sünder!" ein Trost für mein Herz, und nie habe ich vergebens dieses Gebet hinaufgesandt zu ihr!

O, meine Mutter! dir empfehle ich an alle meine Mitmenschen: nimm dich ihrer an und beschütze sie! Ich empfehle dir an alle, welche aufrichtig nach Wahrheit streben! O, bitte für sie, daß sie die Wahrheit finden mögen; bitte für sie, daß sie kommen mögen zu Christus und teilnehmen an den Früchten seiner Erlösung. O Mutter, ich empfehle dir an diese Gemeinde; ich empfehle dir insbesondere an die für alle edlen Eindrücke so empfängliche Kindheit und Jugend! O Mutter, die Erde ist so kalt, und kalt ist die Welt, o halte sie warm, diese deine kleinen Kinder! Beschütze die Unschuld und bewahre sie rein und unbefleckt! O beschütze die Jugend, die so manchen Kämpfen ausgesetzt ist; tröste das reife Alter in seinen Sorgen und Mühseligkeiten; tröste alle Sterbenden, und bitte für uns Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes! Amen!

Predigten
auf die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres.

Mit einem Anhange von Fastenpredigten
von
P. J. Pottgeißer S. J.
— Mit kirchlicher Approbation. —
Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.
XII u. 544 Seiten gr. 8°. Preis brosch. Mk. 4,80, gebunden in Halbfranzband Mk. 6,00.

Kanzelvorträge

von
Dr. Konrad Martin,
Bischof von Paderborn.
Gesammelt und herausgegeben
von Dr. Christian Stamm,
Geheimsekretär des Verstorbenen, Domkapitular und Geistl. Rat.

Band I:
Sonntägliche Predigten für die hl. Advents-, Epiphanie-, Fasten- u. Osterzeit.
784 S. 8°. Preis brosch. Mk. 7,50.

Band II:
Sonntägliche Predigten für die hl. Pfingstzeit.
576 S. 8°. Preis brosch. Mk. 5,00.

Band III:
Fest- und Gelegenheitsreden.
632 S. gr. 8°. Preis brosch. Mk. 6,00.

Band IV:
Festreden.
IV und 386 S. gr. 8°. Preis brosch. Mk. 3,60.

Band V:
Gelegenheitsreden.
IV u. 444 S. gr. 8°. Preis brosch. Mk. 4,20.

Band VI:
Fastenpredigten.
IV u. 548 S. gr. 8°. Preis brosch. Mk. 4,80.

Geheimnisreden
auf die Festtage des Herrn.

Von P. **Phil. N. Winter** S. J.
Neue, für den Bonifacius-Verein besorgte Ausgabe.
844 S. gr. 8°. Preis brosch. Mk. 4,00.

Paderborn. **Bonifacius-Druckerei.**

Vögl

Roh, Peter,

Einundzwanzig Vorträge des hochw. Herrn Pater Roh S. J gehalten in der St. Klemenskirche zu Hannover im Jahre 1860

Paderborn 1892